Biographisches-

Menschen, Orte, Geschehnisse

Erinnerungen an Ostpreußen

Meine Kindheit in Narwickau bei Eydtkau 1936 - 1945

Dr. Hansgeorg Sauter

Anfangs schien es mir ein unmögliches Unterfangen zu sein im fortgeschrittenen Alter, von mehr als siebzig Lebensjahren, nach Erinnerungen zu suchen, die auf Ereignissen und Erlebnissen aus einer fernen Zeit beruhen, die heutzutage schon relativ unwirklich erscheint sowie diese Bilder im Gedächtnis wieder aufzufrischen und schließlich zu Papier zu bringen.
Hinzu kam, dass diese Erinnerungen in den vielen Jahren nach Vertreibung und Flucht aus der ostpreußischen Heimat stark überlagert wurden durch lebensnotwendigere Dinge. So erschien letzteres für Jahrzehnte wichtiger, als in alten Erinnerungen zu kramen und der Vergangenheit nachzutrauern.
Dieses hätte unter Umständen zu einer negativen Lebenseinstellung geführt unter dem Motto: „die Heimat ist sowieso verloren, was hilft da eine Erinnerung an alte und schöne Zeiten„.
Somit wurde der Gedanke an das was war, zumal die Flucht sehr unangenehme und schmerzliche Erfahrungen mit sich brachte, völlig verdrängt.
Mit zunehmenden Alter, nachdem ein relativ erfülltes Leben hinter mir liegt, Kinder und Enkel erwachsen sind und immer öfter nach der Vergangenheit der Eltern und Großeltern fragen und sich letztlich auch die gesellschaftlichen Verhältnisse geändert haben, rücken die Gedanken an alte und vergangene Zeiten und noch vorhandene Kindheitserinnerungen wieder in den Mittelpunkt der Gedankenwelt.
Da viel Gedankengut in Vergessenheit geriet, macht es heute allerdings doch schon große Mühe, Ereignisse aus der Kindheit und der damaligen Umgebung zu rekapitulieren und im Gedächtnis aufzufrischen. Manche Erinnerungen sind total verloren gegangen. Vieles ist von anderen Ereignissen überlagert worden und einiges ist nur noch fragmentarisch vorhanden.
Leider hat man, was auch für mich zutrifft, bedauerlicherweise den Fehler gemacht, Zeitzeugen, wie meine Eltern und Verwandte, als

sie noch am Leben waren, nach Dingen aus der alten Heimat zu befragen, die man heute liebend gerne wissen möchte.
Im Gegenteil, wie oft hat man Erzählungen der Menschen, die Ostpreußen aus jahrzehntelangem Erleben kannten und darüber reden wollten, damit abgetan, dass es Wichtigeres gibt, als sich Dinge aus einer vergangenen Zeit anzuhören.
Meine Generation war zum Zeitpunkt der Vertreibung und Flucht zwar noch im Kindes- oder frühen Jugendalter aber immerhin doch bereits in der Lage, das Leben und das Umfeld im Heimatort in einem bestimmten Umfang wahrzunehmen und somit als eingeschränkte Zeitzeugen, selbst auch über einiges Wissen sowie Erinnerungen zu verfügen.
Dieses war nunmehr Grund und Veranlassung für mich, das was ich noch aus meiner Kindheit im Gedächtnis behalten habe, wenn vielleicht auch verklärt oder fragmentarisch, für meine Kinder und Enkel, auch für deren Nachkommen aufzuschreiben und Ihnen Fragen nach Herkunft und Vergangenheit zu beantworten und für eigene Nachforschungen anzuregen.
Nicht alles aus der Vergangenheit kann beantwortet werden, vielleicht aber sind solche Aufzeichnungen Anreiz und Veranlassung sich damit zu beschäftigen und somit selbst eine Reise in die Vergangenheit anzutreten.

Mein Start ins Leben

Auf die Welt gekommen bin ich in dem für Deutschland denkwürdigem Jahr 1936 — dem Jahr der Berliner Olympiade - in Ostpreußen und zwar in dem kleinen Ort Narwickau, mit damals ca.145 Einwohnern, welcher zu diesem Zeitpunkt noch Kryszullen hieß und so auch in meiner Geburtsurkunde amtlich eingetragen wurde.
Die Änderung des eingedeutschten Ortsnamens in Narwickau erfolgte erst im Jahr 1938. Die meisten Leute blieben aber im täglichen Sprachgebrauch bei dem ursprünglichen Namen Kryszullen, der aus dem Litauischen stammte. Gleiches trifft auch für die nahegelegene Stadt Eydtkau zu.
Meine Geburt hat an einem sehr schönen Frühlingstag am Anfang des Monats Mai zu Hause in Kryszullen stattgefunden und erfolgte mit tatkräftiger Hilfe einer Hebamme, so wie es zu der Zeit in Ostpreußen allgemein üblich war. Dieses wurde mir aus Erzählungen bekannt. Klinikgeburten sollen nur eine sehr große Ausnahme gewesen sein. Was offensichtlich seinen Grund in den weiten Entfernungen zum nächsten Krankenhaus und den damals üblichen Verkehrsmitteln, nämlich überwiegend Pferd und Wagen, hatte.

An meine Taufe in der evangelischen Kirche in Eydtkuhnen, einem wunderschönen ostpreußischen roten Backsteinbau, der heute nur noch eine traurige Ruine ist, kann ich mich logischerweise nicht erinnern. Dieses Ereignis ist aber mit Stempel und Unterschrift im alten Familienstammbuch amtlich dokumentiert. Meine Paten waren meine Großmutter Anna Horn, meine Tante Else, eine Schwester meiner Mutter aus Absteinen, Onkel Daniel Uhl, ein Verwandter meines Vaters aus Königsberg sowie die Schwester meines Vaters Maria Weber aus Alexkehmen.(später Alexbrück) Besonders an meiner Tante Else hing ich später sehr, da sie ihre Patenpflichten sehr genau nahm und sich viel mit mir beschäftigte. Sie starb hochbetagt 2008 in Halle/ Saale. Man sagte, außer meinem Gebrüll bei der Taufzeremonie, soll es eine recht feierliche Angelegenheit gewesen sein, die aber erst später bei gutem Essen und einer Menge Meschkinnes (Bärenfang) und vielen Gäste aus der Nachbarschaft sowie Freunden meiner Eltern, ihren Höhepunkt gefunden hat. Kenntnis von Dingen, die sich schätzungsweise während meiner ersten drei Lebensjahre ereigneten, habe ich nur aus Erzählungen, vorwiegend meiner Eltern aber auch von Freunden und Verwandten, erlangt.
So erzählte man mir, dass ich einen für damalige Zeiten hochmodemen und wuchtigen Kinderwagen besessen habe, der mir später als ich denselben auf Fotografien sah, wie ein mittlerer Panzerwagen vorgekommen ist. Nur dass er etwas schnittiger und bequemer war. Einen sogenannten Sportwagen hatte ich offensichtlich nicht. Wahrscheinlich habe ich nach der Kinderwagenzeit sofort das Laufen gelernt. Da wir oft bei den Großeltern in Absteinen waren, war es für meine Mutter immer eine recht beschwerliche Angelegenheit mich bis dorthin zu schieben. Ganz schlimm soll dieses bei den extremen ostpreußischen Winterbedingungen gewesen sein, wenn es Eiskalt war, der Schnee meterhoch hoch lag und die Straßen kaum begehbar waren. Später kamen dann eigene Erfahrung dazu, die sich mit Zunahme von Erlebnissen und Ereignissen von Jahr zu Jahr steigerten und im kindlichen Gedächtnis mehr oder weniger hängen blieben.

Meine Eltern

Meine Mutter Frieda Sauter, geb. Horn, stammte aus Absteinen. Einem Ort vor den Toren von Eydtkuhnen, unmittelbar gelegen an der alten Reichsstraße Nr..1 von Berlin über Königsberg kommend.
Sie war die Tochter des damaligen Sergeanten Gottlieb Horn und seiner Ehefrau Anna. Geboren wurde sie allerdings im Jahr 1910 im elsässischen Colmar, wo mein Großvater zu der Zeit als Soldat

diente. Ihre Geburtsurkunde ist aus diesem Grunde auch von einem französischen Standesamt und in französischer Sprache ausgestellt worden. Sie war die Älteste von acht Geschwistern. Der jüngste Bruder Alfred Horn, lebt hochbetagt in Zwickau/Sa. Alle anderen sind bereits verstorben. Meine Mutter absolvierte 1925, nun bereits mit den Eltern in Ostpreußen lebend, eine Lehre bei der Postagentur in Eydtkuhnen, wo sie dann bis 1932 als Postangestellte arbeitete. Später war sie in der Postagentur Lasdinehlen und danach bei der Spedition Matschulat in Eydtkau beschäftigt. Nach Ihrer Heirat war sie nur noch als Hausfrau auf dem eigenen Grundstück in Narwickau tätig und hinreichend mit meiner Betreuung als Mutter beschäftigt. Damit war sie wohl völlig ausgelastet. Die Vorfahren meiner Mutter väterlicherseits, stammen alle aus Ostpreußen und können entsprechend eines noch vorhandenen „ Ahnenpasses „ über viele Generationen bis in das Jahr 1816 zurück verfolgt werden. Dieser wurde damals gefordert, um die sogenannte „arische Abstammung „ nachzuweisen. Nach Erzählungen meiner Mutter, soll es entfernte verwandtschaftliche Querverbindungen, allerdings ohne Kontakte, zur Familie des ehemaligen Großadmirals Raeder gegeben haben. Im Ahnenpaß taucht dieser Name jedenfalls auf.
Mein Vater Georg Sauter wurde in Wolhynien in der Ukraine, im Ort Podajez, des Kreises Luzk, im Jahr 1912 geboren. Seine Vorfahren stammten aus dem Salzburger Land und wurden vor über hundert Jahren aus Glaubensgründen dorthin umgesiedelt. Er kam als Kind Anfang des 20.Jahrhunderts, noch während des 1.Weltkrieges mit seinen Eltern nach Ostpreußen. Sie siedelten sich erst in Treuburg und später als wohlhabende und angesehene Landwirte in Kryszullen an. Sie erwarben am westlichen Endes des Dorfes ein großes Grundstück. Mein Vater war das jüngstes Kind, von insgesamt noch 11 Geschwistern, von denen aber nicht alle lebensfähig waren. Zwei seiner älteren Brüder, Arnold und Adolph Sauter wanderten 1920, während der Weltwirtschaftskrise, nach Kanada aus. Ihre Spur verlor sich dort und die Verbindung zur Familie, begünstigt durch den Krieg, riss ab. Erst nach über 50 Jahren, etwa um 1970, weit nach Endes des 2.. Weltkrieges und mit Hilfe des Roten Kreuzes, kam es wieder zu einem Kontakt zwischen meinem Vater und seinem Bruder Arnold. Der zweite Bruder Adolph war zwischenzeitlich verstorben.
Dieser Kontakt hat sich, gekrönt von gegenseitigen Besuchen, auch bei den Nachkommen beider Brüder bis heute und in der bereits nunmehr 3. Generation, fortgesetzt. Die kanadische Verwandtschaft ist sehr an der ostpreußischen Vergangenheit ihres Vaters interessiert,

da sie über keinerlei diesbezügliche Informationen über die Herkunft desselben verfügten.
Logischerweise erlernte mein Vater als Bauernsohn keinen Handwerksberuf. Er blieb als Landwirt auf dem elterlichen und später auf dem eigenem Hof tätig. Ergänzend dazu war er, nach entsprechender Ausbildung, als Fleischbeschauer in Narwickau und den umliegenden Ortschaften tätig. Einen Mangel an Arbeit auf diesem Gebiet gab es nicht, da auf den Bauernhöfen für Eigenbedarf und Verkauf viel geschlachtet wurde und jeder Schlachtkörper lt. Veterinärvorschrift, auf Trichinen untersucht werden musste. Bei einem Negativbefund gab es einen blauen Stempel auf die Arschbacken bzw. den Schweineschinken. Ein weiterer Effekt bei dieser Tätigkeit war, dass es bei uns niemals an Wurst und Schinken mangelte, da bei jeder Schlachtung ein entsprechendes Deputat abfiel. Die Rauchwurst die bei uns immer in der Küche hing und von der sich jeder bei Appetit, und der war immer groß , ein Stück abschneiden konnte, habe ich noch heute in guter Erinnerung.
Im Monat März 1936 heirateten meine Eltern in der evangelischen Kirche in Eydtkuhnen, in welcher ich später auch getauft werden sollte. Die Hochzeitsfeier fand im Haus der Brauteltern Horn in Absteinen statt und soll recht aufwendig gewesen sein und drei Tage und Nächte gedauert haben. Das erhalten gebliebene Hochzeitsfoto zeigt eine große Anzahl von Gästen, von denen viele offensichtlich zu den Honoratioren der Umgebung gezählt haben. Auffällig waren die vielen Uniformen bei den anwesenden männlichen Gästen, was seinen Grund bei meinem Großvater hatte. Die Heirat meiner Eltern, so erzählte man mir später, wäre zu diesem Zeitpunkt bereits sehr dringlich gewesen, da mein Erscheinen auf dieser Welt kurz bevorstand. Tatsächlich waren es dann auch nur noch ca. vier Wochen und ich hätte bei der Hochzeit schon mitfeiern können. Von der Mitgift beider Familien erwarben meine Eltern dann das Grundstück in Kryszullen mit den dazugehörigen Ackerflächen und dem mir besonders in Erinnerung gebliebenen „ Roßgarten „ der bis zur Bahnlinie Ebenrode — Eydtkau reichte, sowie dem Haus, in welchem ich dann geboren wurde. Besitznachweise, wenn auch heute ohne Nutzen, sind noch vorhanden und wurden von meiner Mutter auf der späteren Flucht sorgfältig behütet, in ihrer Handtasche mitgenommen. Sie sind heute ein Stück der Erinnerung an verlorene Besitztümer und untergegangenes Eigentum. Meine Eltern hatten das Glück, dass sie nach Beendigung des II. Weltkrieges noch viele Jahre ein gemeinsames und erfülltes Leben miteinander führen konnten.

Allerdings nicht mehr in der alten Heimat Ostpreußen, von der sie stets voller Sehnsucht sprachen, sondern in Thüringen. Es war meinen Eltern nicht vergönnt, den Heimatort in Ostpreußen noch einmal zu sehen. Einmal waren sie im Urlaub in den Masuren und konnten bis an die damalig unüberwindbare Grenze, nördlich der ehemaligen deutschen Stadt Goldap, reisen. Trotzdem waren sie froh, wenigstens in der Nähe der alten und unvergessenen Heimat gewesen zu sein. Meine Mutter verstarb im Jahr 1991, mein Vater folgte ihr nach acht Jahren 1999 nach. Beide ruhen, fern der Heimat, in Erfurt / Thüringen.

Meine Großeltern – väterlicherseits

Eine Erinnerung an die Eltern meines Vaters, die in den 20-er Jahren von Wolhynien in der Ukraine nach Ostpreußen umsiedelten, habe ich kaum eine Erinnerung. Was ich über sie noch an Wissen habe, ist sehr spärlich und fragmentarisch. Der Grund hierfür war biologischer Natur. Sowohl der Vater als auch die Mutter waren schon im fortgeschrittenen Alter, als mein Vater geboren wurde. Mein Vater war der jüngste von zwölf Geschwistern und gewissermaßen das Nesthäkchen der Familie. Die Großmutter Maria starb bereits als ich erst drei Jahre alt war. Vom Großvater Philipp habe ich nur eine sehr vage bildliche Vorstellung von seiner Person. So war ich nur relativ selten auf dem Bauernhof meiner Großeltern, obwohl derselbe nur wenig entfernt von unserem Grundstück auch in Narwickau, aber etwas abseits am Ortsausgang, in Richtung Grenzkrug lag.
In Erinnerung geblieben sind mir hier insbesondere nur die sommerlichen Erntearbeiter. Besonders dann, wenn im Sommer bei großer Hitze das Getreide, welches vorrangig in Ostpreußen angebaut wurde, geerntet, auf die Leiterwagen gestakt und anschließend mit dem Gespann auf den Hof eingefahren wurde. Dort wurde das Getreide auf der Tenne der großen Scheune oder auch davor auf dem weiträumigen Hof, mittels eines klobigen Dreschkastens, der über einen langen Transmissionsriemen von einem Trecker angetrieben wurde, gedroschen. Das Dreschen war eine fürchterlich staubige Angelegenheit.
Alle Beteiligten, die Erntearbeiter oder auch wie man damals sagte, „ Knechte und Mägde „ mussten oft zur Pumpe, die sich auf dem Hof befand, um sich vom lästigen Staub zu befreien und ein Schluck Wasser zu nehmen. Die Grannen hatte man noch lange in der Kleidung und es juckte fürchterlich. Eine Dusche oder gar ein Bad kannte man auf Sauters Hof nicht.

Am Abend wuschen sich alle an einer Tonne oder man spritzte sich mit einem Schlauch ab, was natürlich immer ein Gaudi war . Spaß machte es uns Kindern, während der Fahrt zum Hof oben auf dem Leiterwagen zu sitzen oder anschließend in der Scheune im Stroh oder vorher zwischen den auf dem Feld aufgestellten Strohgarben verstecken zu spielen.
Angst hatte ich bei Besuchen auf dem Hof meiner Großeltern stets vor dem großen Hund, der allerdings immer an der Kette vor seiner Hundehütte lag und dessen Nähe ich auch trotz guten Zuredens mied. Von der Flucht meines Großvaters Philipp von zu Hause weiß ich nicht viel. Er verließ, anders wie meine Mutter mit mir, Narwickau mit einem Treck kurz vor dem Einmarsch der Russen und gelangte dann auf der weiteren Flucht ins Erzgebirge und war bis zu seinem Ableben in einem Altersheim untergebracht. Großvater Philipp starb 1946 in der Stadt Annaberg im Erzgebirge und wurde dort auch beigesetzt. Die Großmutter Maria, die bereits vor Jahren gestorben war, hat die Flucht Gott sei Dank nicht mehr erleben müssen.

Meine Großeltern – mütterlicherseits

Anders wie bei den Großeltern väterlicherseits, verhielt es sich mit Opa und Oma Horn, den Eltern meiner Mutter. Zu ihnen hatte ich eine ganz innige kindliche Beziehung. Bei ihnen in Absteinen war ich mehr wie zu Hause , bei meinen Eltern in Narwickau. Ich erinnere mich, dass ich immer ein fürchterliches Geschrei anstimmte, wenn ich wieder nach Narwickau sollte. Es geschah nur unter großem Protest und der Zusage, bald wieder nach Absteinen zu können. Im Hause von Oma und Opa war stets was los, zumal die jüngeren Onkel und Tanten noch im Hause lebten und es immer irgendwie einen Besuch gab. Wahrscheinlich war ich auch des öfteren der Mittelpunkt des Geschehens und wurde von allen verwöhnt. Am liebsten schlief ich immer bei meinem jüngsten Onkel Alfred, genannt Fredi, der selbst erst 14 oder 15 Jahre alt war und zwar am Fußende seines Bettes. Abends im Bett, mit einer Taschenlampe unter der Decke, gab es dann immer irgendwelche Schauergeschichten, an die ich mich noch gut erinnere. Er war es auch, der versuchte mir das Schlittschuhlaufen auf dem nahegelegenen Absteiner Teich beizubringen, was aber nicht so richtig gelang. Die Schlittschuhe wollten nicht an meinen Schuhabsätzen halten, wo sie angeschraubt wurden. Ich bekam dann ein paar Schlorren, unter den ein paar Metallschienen genagelt waren. Trotzdem lag ich mehr auf dem Eis, als zu stehen oder gar zu laufen. Fredi oder auch mein Onkel Hans, der auch erst 16 oder 17 Jahre alt war, stellten mit mir viel Blödsinn an, was mir natürlich rie-

sigen Spaß bereitete. Die Großeltern, Opa und Oma Horn, mit allen noch im elterlichen Hause lebenden Kindern, besaßen ein großen Haus. Dieses war, auf den Dörfern relativ selten, oben noch für die Schlafzimmer der Kinder ausgebaut worden. Das Haus lag unmittelbar an der gut ausgebauten alten Reichsstraße 1, die von Berlin über Königsberg bis Eydtkuhnen zur Grenze führte und zwar genau an einer Kreuzung im Ort Absteinen.
Der Ort Absteinen mit kaum über 100 Einwohnern, hatte eine sehr verkehrsgünstige Lage, zwischen der Kreisstadt Stallupönen und der nahegelegenen Stadt Eydtkuhnen. Das Grundstück der Großeltern umfasste einen großen, von Hecke umsäumten und mit Obstbäumen bestandenen Garten mit eingeschlossenem Hof, der für mich eine riesige Sandkiste beinhaltete und in welchem ich große Höhlen baute. Gegenüber dem Wohnhaus auf der anderen Seite des Hofes, gab es, welch ein Luxus, sogar zwei Plumpsklos mit Herzchen in den Türen. Sodass es für entsprechende Bedürfnisse keine Wartezeiten gab. Ich hatte allerdings immer große Angst darin eingesperrt zu werden, nachdem ich einige male solche Erfahrungen mit meinen jungen Onkels machen musste, die sich ein Spaß daraus machten, wenn ich in dem engen Verlies brüllte und raus wollte. Wasser wurde wie überall üblich von der Pumpe auf dem Hof geholt. Eine Wasserleitung gab es nicht. Waschen tat man sich mit einer Schüssel. Ein eingebautes Bad im Haus war unbekannt. Sonnabends wurde Wasser warm gemacht, in eine große Zinkbadewanne gefüllt und es reichte immer für mehrere Personen die darin badeten. Da mein Großvater bereits damals ein Auto vom Typ Hanomag besaß, was zu dieser Zeit durchaus großen Seltenheitswert hatte, gab es auch eine Garage auf dem Hof, die mein Onkel Horst, der In Stallupönen Autoschlosser lernte gleichzeitig als Werkstatt benutzte. Meistens musste das Auto aber draußen auf dem Hof stehen bleiben, da in der Garage alles andere Dinge lagen, mit denen man spielen konnte.
Mein Großvater Gottlieb Horn, Sohn eines Gastwirtes der ebenfalls Gottlieb hieß„ wurde am 05. Mai 1884 in Matzkutschen (ab 1938 Fuchshagen) geboren. Seine Vorfahren, die lt. Ahnenpaß bis 1816 in Ostpreußen nachweisbar sind und seine Verwandten stammen aus den umliegenden Ortschaften Budweitschen, Lucken, Eszerkehmen und Mattlauken. Er war zeitlebens und auf Grund seiner umfangreichen Leibesfülle ein äußerst stattlicher und imposanter Mann und zeitlebens immer Träger verschiedenster Uniformen. Selbst nach seinem Tode wurde er in Uniform beigesetzt.
Ich selbst kannte ihn überhaupt nicht in ziviler Kleidung. Seine Liebe gehörte der Uniform und alles was damit zusammenhing. Mein

Großvater trat als 3-jähriger Freiwilliger und Kavallerist im Jahr 1901 dem Litauischen Ulanen Regiment Nr. 12 bei und brachte es bis zum Vizewachtmeister, bzw. Vizefeldwebel. Dieses war zur damaligen Zeit bereits ein hoher Unteroffiziersdienstgrad und erst nach langjähriger Dienstzeit zu erreichen. Mehrere Jahre diente er als Soldat mit seinem Dragonerregiment Nr. 14 in Elsaß-Lothringen, von dort brachte er bei Zurückversetzung aus Colmar, seine Frau Anna nach Ostpreußen mit.
Meine Großeltern heirateten im Jahr 1910, jedoch noch in der elsässischen Stadt Colmar. Meine Großmutter, die Oma Anna, war eine geborene Gassner und wurde am 20.11.1883 in Colmar in Elsaß-Lothringen als Tochter eines Büroangestellten der Eisenbahn geboren. Ihre Vorfahren stammen aus Frankreich. Entferntere Verwandte dienten als Offiziere in der französischen Armee. Oma Horn war, gemessen an der Gestalt meines Großvaters, ein relativ unscheinbares Persönchen und sah in ihrer zierlichen Gestalt neben dem sehr stattlichen Opa fast verschwindend aus. Da Großvater fast immer im Dienst war, oblag die Betreuung und die Erziehung von acht Kindern überwiegend in den Händen der Großmutter. Die Führung eines großen und für Gäste stets offenen Haushaltes, war natürlich auch nicht gerade unerheblich. Diese Aufgaben wurden aber von ihr meisterhaft und ohne Murren gut erfüllt.
Gelitten hat Oma Horn sehr unter dem vor ihr erfolgten Ableben meines Großvaters. Die furchtbaren Strapazen der Flucht hat sie standhaft und tapfer ertragen. Dann jedoch waren ihre Kräfte erschöpft und sie verstarb 1946 in Altenroda/Thüringen. Leider erlebte sie nicht mehr die Rückkehr ihres zweitjüngsten Sohnes Hans aus zweijähriger russischer Kriegsgefangenschaft in einem Lager in Sibirien. Da es über meinen Großvater, dem Opa Horn, sehr viel Eigenständiges zu berichten gibt und ich zu ihm eine ganz besonders enge Beziehung hatte, möchte ich ihm ein eigenes Kapitel widmen.

Mein Großvater – Gendarmeriemeister Gottlieb Horn

Mein Großvater Gottlieb Horn wechselte im Jahr 1913 nach 13-jähriger Dienstzeit als Kavallerist in der alten Armee und seiner Rückversetzung aus Elsass — Lothringen nach Ostpreußen, zur 1. berittenen Gendarmeriebrigade Königsberg als Gendarm. Er übernahm einen, des aus zwei Eydtkuhner Landjägerbereichen bestehenden Landjägerbezirk mit dem Sitz in Absteinen.
Sein Dienstgrad war der eines Gendarmeriemeisters der berittenen Gendarmerie. Letzteres lag ihm als lang gedientem Kavalleristen ganz besonders. Sein Landjäger- bzw. Gendarmeriebezirk umfasste

eine bestimmte Anzahl von Ortschaften nördlich der Reichsstraße 1 in Richtung Romeiken, bis hin zur litauischen Grenze in Höhe von Eydtkuhnen. Seinen Dienst versah er beritten zu Pferde. Einen Dienstwagen gab es damals noch nicht. Während seiner Dienstzeit bei der Gendarmerie hat er drei Reitpferde verschlissen. Auf Grund seines enormen Körpergewichtes hat er den Pferden das Rückgrat durchgeritten, so dass sie außer Dienst gestellt werden mussten. Er saß täglich bis zu acht Stunden im Sattel, was gewiss für beide Seiten sehr anstrengend gewesen sein musste. Große Probleme hatte er beim Auf- und Absitzen vom Pferd. Er löste dieses Problem aber ganz einfach so, dass das Pferd von einem seiner Kinder an die Haustreppe geführt werden musste und er von dort auf das Pferd aufsaß.
Umgedreht geschah das genauso. Absitzen unterwegs war allerdings nicht möglich. Was er bei dringender Notdurft machte, ist nicht bekannt geworden. Wenn er allerdings mal zwischendurch absitzen musste, hat er offensichtlich improvisiert. So benutzte er z.B. auch schon mal einen Leiterwagen oder eine andere Gelegenheit als Aufstiegs- und Abstiegshilfe. Polizeiliche Vorschriften hat mein Großvater offensichtlich nicht ganz so genau genommen. Als Gendarm wurde er beispielsweise am Grenzübergang in Eydtkuhnen nach Kybarti nicht kontrolliert, zumal seine Kollegen dort Dienst verrichteten. So ging mein Opa zum Einkaufen immer in einer Regenpelerine über die Grenze nach Kybarti und wenn er wieder zurück kam, war die Familie wieder für die nächste Zeit mit billiger Butter versorgt, die Opa unter dem Umhang geschmuggelt hatte. Erwischt soll er niemals worden sein. Bei seinen Ritten in seine Amtsbezirks - Dörfer mussten natürlich auch die Gaststätten kontrolliert werden. Dazu gehörte offensichtlich ebenfalls das Verkosten von Meschkinnes (Bärenfang) oder dem beliebten Pillkaller.(Klarer mit Leberwurstscheibe).Trotz dieser Flüssigkeitskontrollen von Selbstgebrannten oder einem ausgiebigen Frühstück bei den Bauern, soll Opa Horn immer problemlos seinen Heimweg gefunden haben. Dieses aber wohl Dank seiner Körperfülle und seiner Reitpferde, die Ihren Weg nach Hause und die Haustreppe auch ohne den Willen und das Zutun des Reiters fanden.
Als mein Großvater, dekoriert mit vielen Orden und Ehrenzeichen, die noch im Familienbesitz und in der Ordenssammlung meines Sohnes Jörg aufbewahrt sind, nach insgesamt 40 - jähriger Dienstzeit ehrenvoll aus dem aktiven Dienst der Gendarmerie ausschied, brach für ihn eine schlechte Zeit an.
Die Familie ließ sich nämlich nur schwer kommandieren und als Pensionär fühlte sich der leidenschaftliche Soldat völlig ungeeignet.

Er verbrachte viel seiner nunmehr ungewohnten Freizeit, immer an einem festen Standplatz auf der Kreuzung vor seinem Haus. Dort beobachtete er was so passierte, Allzuviel wird es nicht gewesen sein und so ging er wahrscheinlich auch mal auf ein Bierchen zu Eders in die Gaststätte, um mit den Nachbarn zu plachandern.
Das war aber nicht der Lebensstil meines Großvaters. So meldete sich Opa Horn, obwohl er bereits über 60 Jahre alt war, nochmals freiwillig zur Wehrmacht, die sich bekanntermaßen in dem unseligen Krieg befand. Er wurde tatsächlich 1943 mit dem Dienstgrad eines Stabsfeldwebels reaktiviert und versah seinen Dienst als Hauptfeldwebel einer Einheit auf dem Truppenübungsplatz des Wehrmachtsstandortes Heiligenbeil und Stablack. Dort habe ich Großvater mit meiner Mutter mehrmals besucht und glaube, dass er mit Lust und Liebe bei der Sache war. Voller Stolz zeigte er mir die Kaserne, Waffen und die übenden Soldaten. Was mich damals als Jungen, der schon viel mit Soldaten während der Einquartierungen zu tun gehabt hatte, natürlich begeisterte. Großvater soll zwar ein gemütlicher Vorgesetzter gewesen sein, wenn es aber darauf ankam, auch mit großer Strenge gegenüber seinen Unterstellten gehandelt haben.
Die spätere Niederlage der Deutschen Wehrmacht war zu der Zeit zwar noch nicht deutlich abzusehen aber die Frontlage verschlechterte sich zusehends. Als dieses geschah, wurde mein Großvater trotz seines Alters tatsächlich noch an die Front nach Kowno, in den frontnahen Raum versetzt und mit der Leitung einer Ortskommandantur betraut. Auf Urlaub kam er von dort nicht mehr. Dazu war die Lage wohl schon zu brenzlig.
Als meine Mutter und ich sowie meine Großmutter mit den Tanten Else und Erna im August 1944 Narwickau bzw. Absteinen verlassen mussten, Onkel Fredi befand sich zwischenzeitlich auf der Feuerwehrschule in Methgeten und wir uns bereits auf der Flucht befanden, ereilte uns im Notquartier Schloß Schlobitten völlig überraschend die Nachricht, dass mein Großvater, immer noch an der Front, plötzlich an Herzversagen verstorben sei. Seinem Wunsch nach Beisetzung im Heimatort, wurde trotz der bereits dramatisch werdenden Lage, durch die Wehrmacht Rechnung getragen. Seine Leiche wurde auf Befehl seiner Vorgesetzten, trotz unmittelbarer Kriegseinwirkungen nach Absteinen überführt, wobei sich nachfolgende Merkwürdigkeit ergab: Als das Begleit- bzw. Beisetzungskommando mit einem Wehrmachtsfahrzeug den Verstorbenen nach Hause brachte, hatte dieses Fahrzeug eigenartigerweise genau an dieser Stelle, wo er immer gestanden hatte, einen Defekt, blieb stehen und musste erst wieder in Gang gebracht werden.

Es schien so, als wollte er sich noch einmal von seinem Lieblingsplatz und von seinem Haus verabschieden.
Meine Mutter und ich sowie meine Großmutter erhielten auf Grund des Trauerfalls, eine entsprechende Genehmigung und konnten unter äußerst komplizierten Bedingungen nochmals für einen Tag zurück nach Hause fahren, um an der Beisetzung meines Großvaters teilzunehmen. Das militärische Leben meines Großvaters fand auch bei seiner Beisetzung auf dem Friedhof in Absteinen eine entsprechende ehrenvolle letzte Würdigung. Sechs Panzersoldaten mit Stahlhelm trugen seinen Sarg zu Grabe und ein Ehrenzug der Wehrmacht schoss drei Salven Ehrensalut.
Der Pfarrer hielt die Trauerrede bereits ohne Talar, auch er hatte bereits alle Vorbereitungen zur Flucht getroffen. In der Ferne hörte man bereits den Kanonendonner, der sich nahenden Front. Am 19.Oktober 1944 wurde der russische Kommandostand der 11.Gardearmee auf deutschen Boden auf die Höhe 141,6 bei Gallkehmen verlegt. Damit waren die Russen in Ostpreußen einmarschiert. Zuvor war bereits ein Durchbruch im August erfolgt, der jedoch noch einmal zurück geschlagen werden konnte. Die meisten Freunde und Nachbarn konnten an der Beisetzung meines Großvaters nicht mehr teilnehmen, da sie sich bereits auf der Flucht befanden. Meine Mutter und ich sowie Großmutter verließen den Friedhof in Absteinen, schauten nochmals schnell zu unserem Grundstück in Narwickau, packten noch ein paar Sachen ein, schlossen die Tür ab und verließen die Heimat für immer.
Meinen Großvater Opa Horn mussten wir in der ostpreußischen Heimaterde zurücklassen. Gut, dass er nicht mehr erleben musste, was in der folgenden Zeit über uns hereinbrechen sollte und dass wir die Heimat nie wieder sehen sollten. Meine Großmutter begleitete uns mit noch zwei meiner Tanten, Else und Erna und den Söhnen Hans, der noch in letzten Kriegstagen eingezogen wurde und Fredi, der von der Feuerwehrschule Methgeten entlassen worden war, während der Flucht bis nach Thüringen.
Meine Großmutter Oma Horn verstarb hochbetagt im Jahr 1946 und wurde in Altenroda/ Thüringen beerdigt. Die Brüder meiner Mutter Erich, welcher später als vermisst gemeldet wurde, sowie Walther und Horst befanden sich an der Front. Ein tragisches Schicksal während der Flucht erlitt der zweitjüngste Bruder, mein Onkel Hans. Er wurde noch kurz vor Kriegsende mit 17 Jahren zur Wehrmacht eingezogen und in Schlesien an der Front eingesetzt.
Bereits nach der Kapitulation der Wehrmacht am 08. Mai 1945 und auf dem Weg zu unserem Evakuierungsort in Sebnitz/Sa., wurde er

kurz davor von den einmarschierten Russen gefangengenommen und nach Sibirien verschleppt. In russischer Gefangenschaft und unter erbärmlichsten Bedingungen musste er zwei Jahre verbringen. Seine Berichte darüber wären ein Kapitel für sich. Auf vielen Umwegen, nunmehr perfekt russisch sprechend und kahl geschoren sowie total abgehungert und krank, fand er die Familie im Jahr 1947 wieder. Seine Mutter konnte ihn nicht mehr in den Arm nehmen, sie war zwischenzeitlich 1946 fern der Heimat in Altenroda /Thür verstorben.

Der Ort Narwickau und seine Umgebung / Nachbarn

Mein Geburtsort Kryszullen (später Narwickau) lag zum damaligen Zeitpunkt nur wenige Kilometer westlich, unmittelbar vor der Grenzstadt Eydtkuhnen an der Grenze zu Litauen sowie an der zweigleisigen Eisenbahnstrecke von Berlin über Königsberg und Eydtkau nach Moskau führend. Der Ort, als früherer Gutsbezirk, gehörte wechselnd zwischen 1874 und 1926 zu den Amtsbezirken Eydtkuhnen und Absteinen. Die Stadt Eydtkuhnen, welche im 16. Jahrhundert entstand, war bereits während des 1.Weltkrieges durch die russische Armee stark zerstört worden. Sie wurde nach diesem Krieg modernisiert wieder aufgebaut und erhielt im Jahr 1922 das Stadtrecht zuerkannt. Im Jahr 1860 wurde der Bau der Ostbahn vollendet und 1861 erfolgte der Anschluss derselben an das russische Eisenbahnnetz. Als herausragendes Ereignis, wurde 1889 die evangelische Kirche geweiht. Eydtkau gehörte als einziger Ort mit Stadtrecht und damals 4.922 Einwohnern zum Kreis Stallupönen, später Ebenrode.
Eydtkau war, soweit ich es in Erinnerung habe, eine schöne Stadt, die Ihre besondere Bedeutung als Grenzort und Eisenbahnübergangsstelle nach Litauen und Russland hatte. Sie lag in der Nähe solcher bedeutungsvoller Orte wie Trakehnen mit seiner berühmten Pferdezucht oder der Rominter Heide, als kaiserliches Jagdgebiet. Die nahen Städte Insterburg und Gumbinnen nicht zu vergessen. Mein Geburts- und Heimatort Kryszullen muss ebenfalls im wesentlichen parallel zu Eydtkuhnen als Gutsbezirk entstanden sein, genau lässt sich das wahrscheinlich nicht mehr feststellen. Vom Typ her handelte es sich um ein sogenanntes Straßendorf, bei welchem sich die teilweise weit auseinandergezogenen Gehöfte rechts und links der Straße gruppierten. Die Wohnhäuser von Narwickau waren meistens nur ebenerdig und überwiegend mit roten Backsteinen errichtet. Der Dachboden war kaum ausgebaut.
Um das Wohngebäude gruppierten sich die Scheune und die Stallungen, da es sich in der Regel um Bauernwirtschaften handelte.

Zur Zeit meiner Kindheit gab es zwar schon lange Elektrizität aber kein fließendes Wasser. Dieses wurde mit einer Pumpe auf unserem Hof, mit einem Schwengel bei Bedarf aus einem tiefen Brunnen gepumpt. Zum Trinken gab es in der Küche einen Eimer mit frischem und wohlschmeckenden Wasser, neben dem immer eine Schöpfkelle und ein Becher zur Benutzung hing. Wehe wenn der Brunnen im Winter nicht ordentlich mit Stroh eingepackt war, Dann war langwieriges Auftauen angesagt, bzw. es musste zum Ansaugen warmes Wasser aufgefüllt werden. Den Luxus von Innentoiletten und Bädern gab es bei uns ebenfalls nicht. Bei Wind und Wetter ging es über den Hof auf das Plumpsklo. Als Klopapier wurden Zeitungen benutzt. Niemand schien das aber als Unnormal empfunden zu haben.
Geheizt haben wir unser Haus mit Holz oder Briketts. Für das Brennmaterial wurde im Herbst vorgesorgt. Das Holz wurde im Schuppen gehackt und gestapelt. Als Kind empfand ich all diese Bedingungen durchaus normal. Schließlich kannte man nichts anderes und während der Flucht kam ja alles noch viel schlimmer, da gab es nämlich überhaupt keinen Komfort mehr.
Die Dorflage von Narwickau habe ich noch wie folgt in Erinnerung: Wenn man von Eydtkuhnen kommend und zu uns, dem Grundstück meiner Eltern wollte, bog man am Hindenburgpark in Richtung Eisenbahnstrecke ab. Die Gleise der Eisenbahnstrecke musste man dann beim Bahnwärterhaus, einem roten Backsteinbau mit kleinem Anbau für den Schrankenwärter und einem beschrankten Bahnübergang, überqueren. Im Bahnwärterhaus residierte der einarmige Eisenbahner Gustav Reinhardt, den ich Onkel Reinhardt nannte. Er bekam die Durchfahrt jeden Zuges aus beiden Richtungen immer durch ein Läutewerk angezeigt und meldete dann die Zugankündigung weiter. Anschließend schloß er mit einer Handkurbel die Schranken des Bahnübergangs. Dann trat er in strammer Haltung vor sein Bahnwärterhaus und grüßte den vorbeifahrenden Zug mit einer erhobenen Winkflagge. Dieser Gruß wurde durch den Lokführer erwidert. Anschließend hat er die Schranken wieder geöffnet, so dass die nur wenigen Fahrzeuge wieder durchfahren konnten.
Abends musste er die Lampen am Signalmast mit stinkenden Karbidlampen bestücken und am Morgen wieder löschen. Den Geruch des Karbids werde ich nicht vergessen, so unangenehm war derselbe. Bei Familie Reinhardt hatte ich mein zweites Zuhause. Oft durfte ich im Bahnwärterhäuschen sitzen, die Tätigkeiten von Onkel Reinhardt, die er alle nur mit einer gesunden Hand und einer Hand mit Stahlhaken verrichtete sowie die relativ häufig durchfahrenden Züge beobachten. Immer mehr waren es Züge, die während des Krieges

mit Panzern, Geschützen und Armeegerät beladen waren und mein Interesse erregten. Unmittelbar vor dem Bahnwärterhaus in Richtung Eydtkau, begannen die verzweigten Gleise mit Weichen, die den Bahnhof von Eydtkau ankündigten und den man in einiger Entfernung sehen konnte. Gegenüber dem Bahnwärterhaus auf der anderen Seite der Hauptgleise, erhob sich der sogenannte Ablaufberg, von dem die Züge rangiert und zusammengestellt wurden. Das war für mich besonders Interessant, da die Waggons ohne Lok herunter fuhren und hinten nur ein Bremser darauf stand.
Die Tante Reinhardt war wie eine Mutter für mich. Immer wenn meine Mutter einen Aufpasser für mich brauchte, durfte ich bei der Tante Reinhardt bleiben. Sie las mir stundenlang alle Märchen vor, deren sie habhaft werden konnte. Ihr verdanke ich meine Kenntnisse über viele Märchen von Grimm bis Andersen. Sie schlief bloß Abends bei mickriger Beleuchtung meistens recht schnell ein oder erzählte etwas aus der Phantasie, was dann natürlich meinen Protest auslöste. Bei Reinhardts gab es auch immer was Gutes zu essen. Besonders gerne erinnere ich mich an das Gericht:„ Jungs und Marjellens „, was ich mir immer wieder wünschte.
Dem Onkel Reinhardt, weil er Eisenbahner war, haben meine Mutter und ich es auch zu verdanken, dass wir die Möglichkeit erhielten, gemeinsam mit Familie Reinhardt die Heimat in einem Güterzug verlassen zu können und nicht wie viele andere Flüchtlinge, gefahrvoll und anstrengend trecken zu müssen. Leider haben sich dann im Verlauf der Flucht die Wege getrennt. Die Verbindung zu Familie Reinhardt aber blieb. Eine Tochter von Tante und Onkel Reinhardt, die auch fern der Heimat starben, Anni, lebt noch hochbetagt in der Nähe von Querfurt. Es gibt noch eine lockere Verbindung zu dem letzten Menschen, der noch als Erwachsener Narwickau erlebt hat.
Wenn man also den Bahnübergang bei offener Bahnschranke überquert hatte, musste man, um in das langgestreckte Dorf zu kommen, nach rechts abbiegen. Die Straße, die wohl mehr ein stark befestigter Weg war und keinen Bürgersteig besaß, zog sich leicht nach rechts führend , fast parallel zur Bahnlinie in Richtung Nordwesten hin. Nach ca. 150 Meter Entfernung stand dann auf der linken Seite das erste Haus.
Dieses Haus gehörte der Familie Maschinowski. Mit Christel, die gleichaltrig war, bin ich täglich zusammen in die Schule nach Eszerkehmen, später Seebach gegangen. Mit ihrem Bruder habe ich oft gespielt.
Mit der Mutter von Christel und ihrer Schwester Renate sowie ihrem Bruder hat meine Mutter sehr oft ein Schwätzchen am Gartenzaun

gehalten, wovon auch noch ein Foto berichtet. Leider ist Frau Maschinowski noch vor Fluchtbeginn verstorben. Ca. 100 m vom Haus der Familie Maschinowski entfernt und zwar auf der rechten Seite befand sich mein Elternhaus, in welchem ich geboren und bis zur Flucht mit meinen Eltern gelebt habe.
Das Haus meiner Eltern, ein ebener roter Backsteinbau, mit nicht ausgebautem Dachboden, wo ich liebend gern spielte, war umgeben von einem Roßgarten, wie man in Ostpreußen eine Weidekoppel nannte, und weiterem Ackerland, welches sich bis zur Bahnlinie erstreckte. Das Wohnhaus war nur für eine Familie ausgelegt, hatte keine Wasserleitung und nur ein Plumbsklo. Wie überall üblich, stand auch bei uns immer ein Eimer mit frischem wohlschmeckenden Wasser und einer Kelle sowie Trinkbecher auf einer Bank in der Küche. Limonade oder Selterswasser gab es nur sehr selten und wurde zu Hause nicht getrunken. An die Küche habe ich eine besondere Erinnerung. In der habe ich nämlich einmal fürchterliche Prügel, es war wohl auch das einzige Mal, dafür bezogen, weil ich mich still und heimlich hinter die Nähmaschine meiner Mutter verzogen und eine schöne Decke die darüber lag, in lauter schmale Streifen zerschnitten hatte. Lange danach durfte ich keine Schere mehr anfassen. Anstelle eines Kellers gab es unter den Küchendielen ein größeres Gelass, welches mit einer Klappe verschlossen war. Hier lagerten frostfrei, Kartoffeln und Gemüse im Winter oder zu kühlende Nahrungsmittel und andere Dinge im Sommer. Einen Kühlschrank gab es in unserem Haushalt nicht. Das tägliche Leben spielte sich überwiegend in der Küche ab. Es gibt keine Erinnerung wann wir, außer bei Feiertagen, wie Weihnachten wo der Weihnachtsbaum stand, das Wohnzimmer benutzt hätten.
Da wir nach den Bombenangriffen auf Berlin eine Mutter mit Kind als Einquartierung bekamen, war das Wohnzimmer für uns überhaupt nicht mehr nutzbar, so dass die Küche Lebensmittelpunkt blieb.
Zum Zeitpunkt der Einquartierung konnten wir uns noch nicht vorstellen, wie es sein könnte, die Heimat wegen Kriegseinwirkung verlassen und woanders leben zu müssen. Nicht lange danach waren wir selbst betroffen und auf andere Leute angewiesen. Gegenüber dem mit Wein bewachsenen Wohnhaus lag der Stall, in welchem meine Eltern manchmal ein Schwein hielten. Das Schweineschlachten war natürlich ein besonderes Erlebnis. Am liebsten spielte ich in der Scheune, dort konnte man sich herrlich im Stroh verstecken. Ein Sprung von oben in einen Strohhaufen war allerdings nicht immer ganz ungefährlich. Eine solche Erfahrung habe ich noch in Erinnerung. Den Stall durfte ich für meine Kaninchen nutzen, deren

Schlachtung für mich aber immer ein fürchterliches Ereignis bedeutete. Ich hing sehr an diesen Tieren und verbrachte viel Zeit mit ihnen in unserem Garten, in welchem Obst und Gemüse angebaut wurde. Einen Schuppen, in welchem das Brennmaterial für den Winter aufbewahrt wurde, gab es auch noch.
Herrlich ließ es sich im Sommer in dem weitläufigen Roßgarten spielen. Es gab aber auch viel zerrissene Hosen (nur kurze Hosen und lange Strümpfe) beim Überqueren des Stacheldrahtzaunes, mit den entsprechenden mütterlichen Konsequenzen. Verboten war mir, mich allzu weit der nahegelegenen Bahnstrecke zu nähern, obwohl gerade das immer wieder einen anziehenden Reiz hatte und ich das Verbot wohl auch oft ignoriert habe.
Erinnerungen habe ich an mein liebstes Spielzeug. Es war ein wunderschönes großes Schaukelpferd mit einem Fellbezug, der äußerst echt wirkte. Darauf konnte ich stundenlang sitzen und schaukeln. Nicht weniger gerne hatte ich ein voll bespanntes Pferdefuhrwerk sowie eine Pappmacheeburg und einen Bauernhof mit vielen Figuren.
Später bekam ich dann, dem Lauf der Zeit folgend, aus Blech bestehendes Kriegsspielzeug mit Kanonen und Panzern, die aufziehbar und beweglich waren sowie die dazugehörigen Soldaten.
Unserem Haus gegenüber lag das Grundstück der Familie Juliane Kelm. Dieses Haus ähnelte in vielem dem Unseren.
Die Frau Kelm ist mir noch in guter Erinnerung, da auch sie sehr oft einen Schwatz mit meiner Mutter machte oder man sich gegenseitig bei vielen Dingen nachbarschaftlich half. Warum es keine Erinnerung an ihren Mann gibt, kann ich nicht mehr sagen. Dafür erinnere ich mich noch gut an eine ausländische Haushaltshilfe, es war wohl eine Polin. Ein Erlebnis ist mir jedoch noch deutlich in Erinnerung: Es war einer der fürchterlich kalten ostpreußischen Winter, es mag im Jahr 1942 oder 1943 gewesen sein. Ich lag noch im Bett und schlief, wurde etwas später munter und meine Mutter war trotz intensiver Suche nicht im Haus und dem ganzen Grundstück auffindbar. Ich geriet in Panik. Also im Nachthemd und ohne Schuhe aber dafür laut nach der Mutter schreiend, trotz der niedrigen Temperaturen raus aus dem Haus und über die Straße rüber um bei Tante Kelm Hilfe zu suchen. Dort befand sich dann auch meine Mutter, die gerade einen Nachbarschwatz gemacht hatte. Nach einer entsprechenden Strafpredigt musste ich ein Schwitzbad nehmen, um einer Erkältung vorzubeugen. Aber in Ostpreußen war man harte Winter gewöhnt und leicht focht einem das harte Klima nicht an und so hatte auch ich keine negativen Folgen von der Suchaktion. Was aus der Familie Kelm beim Verlassen von Narwickau wurde, ist mir unbekannt. Über das

auf unserer Seite folgende Grundstück ist nicht allzuviel zu berichten. Ich weiß nur noch soviel, dass in diesem Haus der Bürgermeister von Narwickau mit Namen Kalwies wohnte.
Er ging oft in Uniform, weil er gleichzeitig Ortsbauernführer war. Mit seiner Person ist mir allerdings das ostpreußische Wort „KRAWUL“, ein Begriff. Wenn es hieß, der Bürgermeister bringt einen Krawul, dann war es eine amtliche und schriftliche Mitteilung oder Information, die von Haus zu Haus zur Kenntnisnahme weitergereicht wurde. Eine andere Kommunikationsmöglichkeit gab es noch nicht, vielleicht nur die Mund zu Mund Weitergabe von Nachrichten. Mag sein, dass dieses auch der Grund war, dass es keine wesentlichen nachbarlichen Beziehungen zum Bürgermeister gab. In meinem Besitz befindet sich noch die Abmeldebescheinigung aus Narwickau infolge Flucht, die vom Bürgermeister Kalwies unterschrieben und für mich und meine Mutter ausgestellt wurde.
Dem Grundstück Kalwies folgen dann beidseitig der Dorfstraße noch etwa sechs Grundstücke. Es gab noch Grundstücke der Familien Frank und Lottermoser. In einem der hinteren Grundstücke auf der rechten Seite lebte die Familie Schletter mit mehreren Kindern.
Zu dem im Jahr 1938 geborenen Lothar Schletter hat sich nach 70 Jahren ein erfreulicher Kontakt ergeben und aufgebaut. Sicherlich hat es in der Kindheit auch schon einen Kontakt zwischen uns gegeben, da es in Narwickau kaum Jungen in meinem Alter gab. Durch Lothar erfuhr ich jedoch von einem Ereignis, das sein Elternhaus im Zusammenhang mit mir betroffen hat. Darüber später.
Ganz am Ende der Straße und etwas abgelegen, befand sich das Elternhaus meines Vaters, in welchem seine Mutter Maria und sein Vater Philipp eine große Landwirtschaft betrieben.
Ich erinnere hierbei, dass es ein großes Gehöft war. An die Geschwister meines Vaters habe ich keine Erinnerungen, außer zu seinem Bruder Arnold, der in Kanada lebte und ein Kontakt zu meinem Vater nach über 50 Jahren zustande kam. Weitläufig gab es Kontakte zu Heinrich und Erika Seefeldt, in Bremerhaven lebend. Erika ist die Tochter von Philipp, einem im 2.Weltkrieg verschollenen Bruder meines Vaters. Noch während der Lebzeiten meiner Eltern gab es Kontakte zu seiner später auch verstorbenen Schwester Maria und weiteren Verwandten, welche damals in Alexkehmen, ab 1938 Alexbrück, lebten.
Mein Heimatort Narwickau lag landschaftlich in einer Ebene, da es in Ostpreußen kaum Erhebungen, geschweige denn Berge gab, aber dafür herrliche Baumalleen hatte. Die Ebene war durchaus positiv. Man sah z.B. den kommenden Besuch schon aus weiter Ferne und

konnte sich darauf einrichten oder auch nicht. Meistens war ein Besuch jedoch angenehm. Für unsere Familie hatte diese geografische Lage auch persönliche Vorteile und zwar bezüglich einer Kommunikation von Haus zu Haus. Die beiden Orte, Narwickau (Höhe 68,6 NN) in welchem ich mit meinen Eltern wohnte und Absteinen (Höhe 69,5 NN) wo das Haus meiner Großeltern stand, befanden sich in einer guten Sichtweite und per Luftlinie schätzungsweise vielleicht zwei bis drei Kilometer voneinander entfernt..
Optisch lag nur die Bahnstrecke mit leicht erhöhtem Bahndamm und einigen Roßgärten sowie die bekannte Reichsstraße 1 dazwischen. Das alles bot aber keine Sichtbehinderung.
Wenn also mein Großvater auf seiner Terrasse in Absteinen stand, konnten wir ihn von unserem Haus in Narwickau aus gut sehen und winken, umgedreht war es ebenso. Dieses war gewissermaßen ein Ersatz für ein Telefon, welches es zu der Zeit kaum gab.
So erfolgte die Verständigung durch vereinbarte Winkzeichen. Wie etwa: „Euer Besuch wird erwartet.“ Ablehnungen waren natürlich nicht vorgesehen.
Anstelle Winken waren auch bestimmte Signale bzw. Zeichen vereinbart, die auf der Terrasse in Absteinen gesetzt wurden, um nicht dauernd auf der Lauer liegen zu müssen.
Ein Fernglas war für die Erkennung der Signale dabei sehr hilfreich und wurde von beiden Seiten auch dazu benutzt.

Die Erlebnisse während der Kriegszeit

Den Beginn des 2.Weltkrieges erlebten wir in Ostpreußen an exponierter Stelle. Hier begann die Ausführung des lang geplanten Barbarossaplanes, nämlich der Überfall von Deutschland auf die Sowjetunion. Eydtkau war Grenzstadt und inmitten derselben verlief die Grenze zu Litauen mit dem Grenzübergangspunkt nach Kybarty und Wirballen, über welchen mein Großvater in Friedenszeiten Butter geschmuggelt hat. Von Narwickau zur nahegelegenen (Grünen-) Grenze war es nur ein Katzensprung. Die zunächst an der Grenze gelegene Ortschaft war Grenzkrug. Mein Onkel Otto Horn, welcher in Matzkutschen,(ab 1938 Fuchshagen) wohnte und als Zöllner seinen Dienst an der Grenze verrichtete, wurde in dieser Tätigkeit bei Kriegsbeginn arbeitslos. Bereits vor dem Feldzug nach Polen und später Frankreich, erhielt mein Vater seinen Gestellungsbefehl und wurde zu einem Regiment nach Insterburg, mit Verlegung zum Truppenübungsplatz Arys bei Treuburg zur Ausbildung, eingezogen.
Sowohl den sogenannten Frankreich- als auch den Polenfeldzug hat mein Vater, Gott sei Dank unbeschadet, mitgemacht. Was später im

Osten leider nicht so bleiben sollte. Auch drei Brüder meiner Mutter, meine Onkel Erich, Walter und Horst wurden zur Wehrmacht eingezogen. Erich kam aus dem Krieg nicht wieder nach Haus und wurde als vermisst gemeldet. Meine Mutter stand, wie viele andere Frauen auch, plötzlich mit Kind und Wirtschaft alleine da, was eine mächtige Umstellung in der gesamten Lebensweise bedeutete.
Ein ganz besonderes Erlebnis gab es zu Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion. Nachdem es bereits einige Zeit zuvor Einquartierungen von Soldaten in der ganzen Umgebung gegeben hatte, bezog plötzlich eine Einheit mit Fahrrädern und aufmontierten Granatwerfern Stellung in unserem Roßgarten.
In unserer Scheune hatten sich ebenfalls Soldaten einquartiert und plötzlich stand mein Vater in voller Kriegsmontur mit Stahlhelm und Karabiner vor uns. Das war für mich und meine Mutter eine riesige Überraschung. Wie er uns berichtete, gehörte er zu einer Vorausabteilung seines Regimentes, die auf unserem Grundstück den Befehl zum Angriff erwartete. Ich weiß noch, dass der Rittmeister der die Kompanie befehligte, meinem Vater die Genehmigung gab, sein Haus zu betreten und sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit von uns zu verabschieden. Was er dann unter Tränen meiner Mutter auch tat oder vielmehr tun musste. Er informierte meine Mutter, dass in der kommenden Nacht etwas passieren und seine Einheit dann sofort abrücken würde.
Bei den vielen Geschützen, die überall in Stellung gegangen waren, war es meiner Mutter klar, dass der Krieg bevor stand. Für mich war es einfach nur interessant die vielen Soldaten zu sehen und freute mich darüber, meinen Vater nochmals drücken zu können. Er war ja schon eine ganze Weile von zu Hause weg. Außerdem war ich irgendwie Stolz, den Vater unter den vielen anderen Soldaten in voller Ausrüstung bewundern zu können. Ich glaube, ich hielt sogar seinen Karabiner kurz in den Händen.
Am 22. Juni 1941 pünktlich um 03:00 Uhr knallte es dann von allen Seiten. Die in Stellung gegangenen motorisierten und auch bespannten Geschützbatterien gaben eine Salve ab und rückten sofort danach in Richtung der litauischen Grenze vor und überschritten diese an allen Stellen. In der Luft dröhnten gleichzeitig jede Menge Flugzeuge, die in Richtung Osten flogen. Auch die Vorausabteilung meines Vaters bestieg ihre Fahrräder, verließ ihre Stellung in unserem Roßgarten und fuhr ebenfalls in Richtung Kinderhausen zur Aufklärung oder Angriff über die Grenze, wie mein Vater später berichtete. Zeit für einen längeren Abschied gab es nicht. Mein Vater drückte uns noch mal ganz kräftig und reihte sich dann bei seiner abrückenden und

vorgehenden Kolonne ein. Noch ein kurzes Winken und weg war er. Am nächsten Tag hörten wir heftige Detonationen aus Richtung Eydtkau. Richtig verstand ich noch nicht, warum meine Mutter weinte. Sie ahnte sicherlich, dass mein Vater lange nicht mehr, wenn überhaupt, nach Hause kommen würde. Was sich auch bewahrheitete.
Für meine Mutter begann nunmehr eine harte Zeit. Alles was zuvor gemeinsam mit meinem Vater in Haus und Hof erledigt wurde, musste sie jetzt alleine tun. Helfen konnte ich ihr noch nicht. Alles was sich im Reich und an der Front ereignete, natürlich zensiert, erfuhren wir durch ein Radiogerät, was damals nicht jeder Haushalt besaß. Wir hatten, so glaube ich, eine sogenannte „Goebbelsschnauze“ und hörten damit den „Großdeutschen Rundfunk“. In Erinnerung sind mir die Sendungen des Soldatensenders Belgrad und das am meisten gespielte Lied des 2. Weltkrieges von Lala Andersen „Lilly Marleen“. sowie die Grußsendungen aus der Heimat an die Front.
Besonders gefühlvoll waren diese Sendungen während der Weihnachtszeit. Ab und zu hat meine Mutter, zumindest gegen Ende des Krieges, wohl auch einen Feindsender abgehört. Sie erzählte es mir jedenfalls später. Ich kann mich nicht erinnern, dass mein Vater, der als Unteroffizier im Infanterieregiment Nr.312 der 2.Infanteriedivision, mit der Heeresgruppe Mitte im Osten stand und im sogenannten Mittelabschnitt der Front kämpfte, während der Kriegszeit einmal auf Urlaub kam. Sicherlich lag es daran, dass er dreimal schwer verwundet wurde, davon einmal längere Zeit in einem Bunker verschüttet war und 14 Tage im Koma lag. Während der gesamten Kriegsdauer verbrachte er von Mai bis Dezember 1942 im Lazarett Gabersee bei Rosenheim am Inn in Bayern, infolge einer ersten Verwundung. Nach Genesung und einer zweiten Verwundung lag er dann im Lazarett in Gumbinnen. Dieser folgte eine dritte schweren Verwundung im Jahr 1943, mit Lazarettaufenthalten in Bad Muskau und Görlitz/Lausitz.
Aufregend war der Besuch meiner Mutter und mir bei meinem Vater im Lazarett in Gabersee in Bayern. Alleine die dreitägige Eisenbahnfahrt über Königsberg und Berlin im Jahr 1942 unter Kriegsbedingungen war ein strapaziöses Ereignis für sich. Ich kann mich noch erinnern, dass ich in Gepäcknetzen in oft haltenden und vollen Zügen geschlafen habe. Zu essen gab es nur die mitgenommene Lebensmittel und Getränke beim Roten Kreuz auf großen Bahnhöfen. Begeisternd fand ich als Flachland gewohnter ostpreußischer Junge, der nur die engere Umgebung kannte, plötzlich die hohen bayerischen Berge. Höhepunkt war dabei der Besuch des Wendelsteins mit einer Zahnradbahn und der Stadt Wasserburg am Inn. Ein zweites Mal war ich mit meiner Mutter auf größerer Fahrt, als mein Vater nach einer weiteren Verwundung im Lazarett in Bad Muskau lag.

Auch diese Fahrt war wieder eine Tortour, wenn auch nicht ganz so wie nach Bayern. Es war nicht so weit bis dort hin. Hier habe ich noch die Erinnerung an den Besuch der sogenannten „Landskrone“, der höchsten Erhebung in der Nähe. Beeindruckt hat mich auch der weltbekannte Schloßpark in Bad Muskau, der vom Fürsten Pückler angelegt worden war. So richtig hat mich das aber zum damaligen Zeitpunkt doch noch nicht interessiert. Ich fand die ganze Reise an sich interessanter, außerdem brauchte ich während dieser Zeit nicht in die Schule zu gehen, was für mich wichtiger war. Der Besuch meines Vaters im Lazarett in Gumbinnen, war keine so weite Reise aber immerhin eine Gelegenheit sich die Stadt anzusehen.
Eine weitere Reise unternahm ich mit meiner Mutter, es muss im Jahr 1943 gewesen sein, nach dem Ort Neukuhren an der Ostsee gelegen. Hier besuchten wir meine Tante Thea. Sie war die Frau von meinem Onkel Erich Horn, dem ältesten Bruder meiner Mutter, der hier als Oberfeldwebel auf dem Fliegerhorst stationiert war. Er wurde später im Osten vermisst. Die Wohnung lag unmittelbar am Strand und ich sah zum erstenmal die Ostsee, den Strand und die Dünen. Es war für mich, der aus dem Hinterland kam, äußerst beeindruckend das Meer zu erleben. Baden in der Ostsee durfte ich aber wohl nicht. Interessant war es hier, den Flugbetrieb des hier stationierten Fliegergeschwaders aus erster Hand zu erleben. Es erwachte der natürliche Wunsch eines Jungen der damaligen Zeit, auch einmal Flieger zu werden. Flieger wurde ich zwar nicht aber zu einem wesentlich späteren Zeitpunkt und in einer anderen Armee Offiziersschüler, Offizier, Stabsoffizier und brachte es als Berufssoldat bis zum Major. Mein weiterer Berufsweg, war dann allerdings ziviler Art.
Auf dem Weg von Neukuhren zurück nach Narwickau, machte meine Mutter mit mir in Königsberg Station. Ich erinnere mich an eine damals sehr schöne und große Stadt, wir fuhren mit der Straßenbahn und sahen den beeindruckenden Dom. Wer hätte damals daran gedacht, dass ich Königsberg erst nach über 60 Jahren wiedersehen würde und sie nun meiner Familie in einem Zustand zeigen musste, der nichts mit dem zu tun hatte, was ich als Kind von dieser Stadt gesehen hatte. Dazu jedoch später.
Die Kriegszeit hatte auch ihren Einfluss auf meine Familie und Verwandten. Ständig gab es Einquartierungen von Soldaten, was für mich als Jungen natürlich äußerst interessant war. Ich weiß noch wie stolz ich war, als ich einmal auf der Narwikauer Straße mit einem gepanzerten Schwimmwagen neben dem Fahrer sitzend, mitfahren durfte. Da entstand natürlich der Wunsch, Panzerfahrer werden zu wollen. Gut, das nichts daraus wurde. Familiäre Folgen der Einquartierungen blieben nicht aus.

Die Schwester meiner Mutter, Tante Else, lernte einen Hauptmann kennen und aus dieser Verbindung entsprang mein Cousin Ulrich Horn, der im Mai 1943 oder 1944 geboren wurde. Der Krieg verhinderte eine Ehe. Ebenso schlimm traf es die jüngere Schwester meiner Mutter, meine Tante Erna. Sie lernte einen schneidigen und ordensdekorierten Feldwebel während der Einquartierung kennen. Er kam mit seiner Einheit an die Front und beide hatten gerade noch Zeit um zu heiraten. Unmittelbar danach kam die Nachricht, dass Feldwebel Smolka, wie es damals hieß „Für Führer, Volk und Vaterland“ den Heldentod gefunden hat. Tante Erna starb nach der Flucht im Jahr 1955 in Naumburg /Saale und wurde fern von zu Hause begraben.
Aus der Familie meines Vaters gab es gleichfalls ein trauriges Ereignis. Der Lieblingsbruder meines Vaters, Philipp, welcher ebenfalls in Narwickau ansässig und verheiratet war und zwei Kinder, (Erika und Udo) hatte und als Soldat an der Ostfront stand, wurde als vermisst gemeldet. Er sollte einmal den väterlichen Hof erben, was sich damit erledigte. Alle Hoffnungen, dass er sich eines Tages melden würde, haben sich nicht erfüllt, offensichtlich ist auch er gefallen. Meinen Vater hat das sehr mitgenommen.

Meine kurze Schulzeit

Im Jahr 1942 war für mich die unbeschwerte Zeit des Spielens und des Aufenthaltes bei den Großeltern in Absteinen sowie bei der Familie Reinhardt im Bahnwärterhaus leider vorbei. Der Tag meiner Einschulung rückte heran. Meine Begeisterung hielt durchaus sich in Grenzen, denn vor mir lag nunmehr ein täglicher und kilometerlanger Weg zur Schule und Schularbeiten waren ja wohl auch jetzt immer zu machen.
Eine Fahrverbindung zur Schule nach Seebach gab es nicht, Es sei denn man wurde von einem Fuhrwerk mitgenommen, welches ab und zu oder zufällig in die gleiche Richtung fuhr. Komfortabel war das aber auch nicht und kam nur selten vor. Mein Vater konnte an diesem Ereignis nicht teilnehmen. Er befand sich schon im dritten Jahr bei der Wehrmacht, war im Krieg und stand an der Ostfront. Ob ich eine Zuckertüte bekam, weiß ich nicht mehr und glaube wohl eher nicht.
Mir ist auch nicht bekannt, ob dieser Brauch in Ostpreußen überhaupt üblich war. Eine Feier gab es ebenfalls nicht.
Am ersten Tag wurde ich lediglich zur Schule gebracht und gewissermaßen dort abgeliefert. Sofort und ohne große Reden zu halten ging es mit dem Unterricht los. Zur Schuleinführung bekam ich eine Schüler Grundausstattung. Der Hauptgegenstand war ein stabiler

schwarzer Ledertornister. Gefüllt war er mit einer Fibel für das erste Schuljahr, einer Schiefertafel mit Schwamm an einem Bindfaden und einem Holzkästchen, dem sogenannten Griffelkasten, mit ein paar Schieferstiften, die ständig abbrachen. Hinzu kam ein tägliches Butterbrot, eingewickelt in Pergamentpapier, was in der Pause verzehrt oder manchmal mit Schulkameraden getauscht wurde. Schulspeisung oder ähnliches gab es nicht und war auch unbekannt. Dieser Tornister hat mich von meinem ersten bis zu meinem letzten Schultag im Jahr 1950 begleitet. Während der Flucht war er für mich ein wichtiges Transportmittel für ein paar persönliche Dinge, wozu aber kein Spielzeug gehörte, was ich gerne mitgenommen hätte. Ich bedaure es sehr, dass er später Verwendung als Werkzeugtasche fand und dann irgendwie heruntergewirtschaftet verschütt gegangen ist, das hatte er nicht verdient.
Da es in Narwickau für die wenigen Kinder keine eigene Schule gab, befand sich unsere zuständige Schule in Eszerkehmen, zu meiner Zeit bereits seit 1938 umbenannt in Seebach. Die Entfernung dorthin betrug mehrere Kilometer auf einer Ortsverbindungsstraße von nicht bester Qualität. Wir waren nur zwei Kinder in einer Klasse, die täglich den Weg zweimal zurücklegen mussten und das bei Wind und Wetter, bei Sommer und auch bei ostpreußischem harten und schneereichen Winter. Morgens in aller Frühe holte mich meine Schulkameradin Christel Maschinwowski, die schräg vor uns wohnte, ab und wir trabten miteinander los. Wie mir meine Mutter später erzählte, soll es sehr oft Beschwerden über mich gegeben haben, weil ich die Straße angeblich immer alleine haben wollte und die Christel nur im Straßengraben laufen ließ. Es tut mir heute leid, dass ich damals die Straße alleine haben wollte. Irgendwie wird an der Geschichte schon was Wahres gewesen sein. Aber wir haben uns trotzdem gut vertragen.
Die Schule in Seebach war eine typisch ostpreußische Schule. Ein ebenerdiger Bau mit zwei Klassenräumen, in welchem mehrere Klassen gemeinsam unterrichtet wurden. Enge Holzbänke mit schmalen Tischen und eingravierten Spuren von Schülergenerationen und eingebauten Tintenfässern, die nicht gerade bequem waren. Die Spuren der Tinte hatte ich oft auf meinen Sachen, was jedesmal ein häusliches Donnerwetter nach sich zog. Im ersten Schuljahr wurde nur auf Schiefertafeln geschrieben. Sehr rationell, man konnte die Fehler mit einem feuchten Schwamm sehr schnell beseitigen. Dafür quietschte es beim Schreiben. Später gab es dann einen Federhalter aber keinen Füllfederhalter. Dieser hatte eine kratzende Feder, die immer wieder in das Tintenfass getaucht werden musste.

Was natürlich immer seine Spuren auf den Händen und den Sachen hinterließ. Geschrieben wurde in schmalen Heften, mit vorgezeichneten Linien. Mühe machte mir dieses nicht. Respekt hatte ich nur vor der großen Wandtafel, zu der man immer wieder mal gerufen wurde, um sein Wissen und Können zu beweisen, bzw. Lob oder Tadel zu erhalten. In diese Schule nach Seebach gingen die Kinder aller umliegenden Dörfer.
An meinen Lehrer habe ich nur die Erinnerung, dass ich mehrmals wegen irgendwelcher angeblichen Unartigkeiten, die Handfläche hinhalten musste, um anschließend mit einem Lineal oder einem kurzen Rohrstock einige Hiebe in Kauf zu nehmen, die ich aber zu Hause verschwieg, um nicht noch einen „Mutzkopp“ zu bekommen.

Mein Freund und Gastwirtssohn Dieter Eder

In den Schulpausen traf ich regelmäßig immer meinen Spielgefährten und Freund Dieter Eder aus Absteinen. Er kam 1943 ein Jahr später als ich in die Schule nach Seebach. Wir sind gewissermaßen bis zu Flucht zusammen aufgewachsen. Der Sandkasten in Absteinen war unsere gemeinsame Spielstätte, in der wir so oft wir konnten buddelten. Er hat gleiche oder ähnliche Erinnerungen an unsere Kindheit in Ostpreußen wie ich. Dieters Eltern, Grete und Albert Eder, die mit meinen Großeltern und Eltern eng befreundet waren, wohnten in Absteinen und zwar dem Haus meine Großeltern gegenüber. Die Familie Eder besaß dort seit 1938 die einzige und sehr gut gehende Gastwirtschaft von Absteinen, mit einer schönen vorgelagerten Veranda, auf welcher Tische und Stühle standen, um vielen Gästen Platz zu bieten. Die Gastwirtschaft war ein Erbstück von Dieters Großeltern Matthis und Auguste Hess, die aus Ebenrode stammten. Zu Eder;s Gaststätte gehörte auch ein auf der anderen Straßenseite der Reichsstraße 1 gelegenen idyllischen und großen Park mit einem schönen alten Baumbestand.
In diesem Park stand hinter dem Eingang das große Schützenhaus, in welchem diverse Veranstaltungen des Schützenvereins sowie Tanzabende stattfanden.
Am hinteren Parkrand befand sich ein von Schutzwällen umgebener Schießstand. Dieters Vater brachte es sogar einmal zum Schützenkönig. Wobei das von ihm in Aussicht gestellte Freibier, wahrscheinlich eine entscheidende Rolle bei der Erlangung der Königswürde gespielt hat. In einem Musikpavillon des Parks spielten zu unserer großen Freude des öfteren Militärkapellen. Dieter durfte da schon mal dirigieren und war äußerst Stolz darauf. Vielleicht war das ein Grund, warum er später Hobbymusiker wurde und Akkordeon spielte.

Der große Park und eine dahinter gelegene Sandgrube, wo wir verbotenerweise Vogelnester ausnahmen oder Räuber und Gendarm spielten, war für uns Kinder ein idealer Spielplatz. So manche Hose ist hier arg lädiert worden. Als Kind alleine über die Straße zum Park zu gehen, brauchte man damals keine Angst zu haben. Es fuhren nur relativ wenig Autos vorüber. Problematischer wurde es erst, als gegen Endes des Krieges der Militärverkehr zunahm und Tag und Nacht Transporte rollten.
Immer wenn ich mich bei den Großeltern in Absteinen aufhielt, was ja sehr oft vorkam, waren Dieter und ich wie die Kletten und hingen zusammen. So behaupteten es jedenfalls die Erwachsenen. Entweder war Dieter bei uns oder ich war bei Eder;s gegenüber. Na ja, in einer Gaststätte gibt es bekanntlich immer was zu trinken. Das ist für Kinder ein Anziehungspunkt zumal wenn es was Süßes ist. So ist mir die Theke in Eder;s Gaststätte und die literweise konsumierte Limonade noch in bester Erinnerung. Eine fürchterliche Angst hatte Dieter vor dem, allerdings nicht allzu großen Terrier Loni, meines Großvaters Opa Horn, der auch mir nicht unbedingt geheuer war. Deshalb spielten wir wohl mehr bei Eder;s wie bei meinen Großeltern. Wahrscheinlich war der Hund deshalb so giftig, weil wir ihn wohl aus sicherer Entfernung öfter geärgert haben. Ein ungefährlicherer Spielgefährte war Dieters Ziegenbock. Er hatte aber eine Vorliebe für Blumen und fraß diese zum Leidwesen der Eltern überall ab, wo er sie finden konnte. Auch die Dekoration auf der Terrasse. Ergebnis war, er landete in einer Eydtkauer Fleischerei.
Eines Tages war Dieter unauffindbar verschwunden. Nach großer Suchaktion stellte sich dann heraus, er saß seit Stunden im Auto seines Vaters in der Garage und war eingeschlafen. Er durfte anschließend , allerdings nach einer entsprechenden Abreibung, im Bett weiter schlafen. Ab und zu, wenn meine Onkels zum Schießstand in den Park gingen, nachdem sie sich meistens erst gestritten hatten, wer die Pistole von Opa Horn nehmen durfte, konnten wir auch des öfteren mit und zuschauen, wie sie ballerten und wahrscheinlich viele Löcher in die Luft schossen.
Ohne einen Schuss abzugeben, durften wir dann auch mal zumindest die Waffe in die Hand nehmen. Wir kamen uns dann vor wie die Großen. Meistens begnügten wir uns aber mit dem Aufsammeln der leeren Munitionshülsen, die wir dann zum Spielen benutzten.
Eines Tages bezog Dieter von seinem Vater eine fürchterliche Tracht Prügel. Es war das einzige Mal und später war es auch nicht mehr möglich, da sein Vater in den Krieg musste, aus welchem er bedauerlicherweise nicht mehr heimkehrte. Der Grund war, dass ich mit

einem meiner jungen Onkels nach Eydtkau wollte, um in einer Eisdiele Eis zu essen, was dort fürchterlich gut schmeckte und für uns Kinder immer ein besonderes Erlebnis war. Dieter wollte unbedingt mit, hatte aber keine „Dittchen“, dafür aber einen Einfall, der sich später als nicht so gut entpuppte. Er ging nochmal in die Gaststube und kam triumphierend mit ausreichendem Geld zurück. Es stellte sich heraus, mein Freund Dieter hatte einen Griff in die Kasse unter der Theke gemacht und wie es kommen musste, erwischt worden. Zuvor hatte uns aber erst noch das Eis geschmeckt und die Prügel waren bald vergessen.
Dieter und seine Mutter sowie seine geliebte Tante Rieske flüchteten auf einem anderen Weg wie wir aus der Heimat. Sein Vater war seit Januar 1944 an der Front vermisst. Er starb vermutlich in russischer Gefangenschaft. Eders sind mit nur einem Koffer notwendigster Dinge, mit einem Treck im Herbst 1944 in Richtung Westen geflohen. Der gefährlichste Teil der Flucht war dabei die Überquerung des Frischen Haffs. Das Eis war teilweise schon geschmolzen. Bei dieser Aktion ging Dieter verloren, konnte aber glücklicherweise wieder aufgefunden werden. Mehrfach ist der Treck von Tiefflliegern angegriffen worden. Über Kahlberg, Danzig, wo sie um Haaresbreite auf die später untergegangene „Gustloff“ eingeschifft werden sollten und vielen anderen Orten sowie unter großen Beschwerlichkeiten, gelangte Dieter mit seiner Mutter im März 1945 nach Gnandstein bei Altenburg. Meine Freundschaft mit Dieter Eder hat nunmehr schon siebzig Jahre überdauert und sich familiär ausgeweitet, da wir beide Familie haben. Von Zeit zu Zeit besuchen wir uns und plachandem über alles mögliche am Telefon und sprechen nicht nur über die gemeinsame Kindheit. Dieter beherrscht sogar noch ein wenig das ostpreußische Platt, was mir leider abgeht.

Einige Kindheitserlebnisse

Das unangenehmste Ereignis meines damals kindlichen Daseins erlitt ich, es war bereits das Jahr 1944, zusammen mit meiner Schulkameradin Christel Maschinowski. Wir befanden uns, wie täglich auf dem Schulweg nach Seebach und hatten Narwickau knapp hinter uns gelassen als wir Motorengeräusche in der Luft hörten, welche nicht alltäglich waren. Also blieben wir stehen und schauten neugierig nach oben in die Luft.
Plötzlich sahen wir zwei Jagdflugzeuge, die sich uns aus östlicher Richtung im Tiefflug näherten. Kurz bevor uns die Flugzeuge erreichten, hörten wir Schüsse aus Maschinengewehren oder Bordkanonen, die offensichtlich auf uns abgegeben wurden. Rechts und links

von uns spritzte die Erde hoch von den einschlagenden Geschossen, instinktiv warfen wir uns in den Straßengraben und hielten uns an den Händen fest. Erst in dem Moment wurde uns bewusst, dass es keine deutschen Flugzeuge waren, die wir gewohnt waren, sondern dass es sich offensichtlich um russische Flieger handelt. Dann wurde uns auch klar, warum die stumpnasigen Flugzeuge rote Sterne an den Tragflächen und den Seitenleitwerken trugen. Getroffen wurden wir Gott sei Dank nicht. Nachdem die Flugzeuge in Richtung Narwickau verschwunden waren, rannten wir so schnell wie möglich und heulend zur Schule und berichteten von dem für uns schrecklichen Ereignis. Wir beide waren nur schwer zu beruhigen aber dann doch glücklich, nicht von den Geschossen der Flieger erwischt worden zu sein..

Positiv aus damaliger Sicht war für mich, dass meine Mutter mich nicht mehr in die Schule gehen ließ und auch Christel blieb ab sofort zu Hause. Ich ahnte nicht, dass dies mein letzter Schultag in Ostpreußen war und ich erst nach über einem Jahr und an einem anderem Ort wieder regelmäßig in die Schule gehen würde. Interessent ist in diesem Zusammenhang, dass ich erst in diesem Jahr von Lothar Schletter, welcher zwei Jahre jünger war wie ich und mit seinen Eltern ein Stück weiter von uns, ebenfalls in Narwickau wohnte und zwar in Richtung Seebach, erfahren habe, dass die Geschoßgarben der beiden Flugzeuge, welche Christel Maschinowski und mich verfehlten, auf dem Hof seiner Eltern einschlugen und einen entsprechenden Schaden angerichtet hatten. Man brauchte also nicht unbedingt Soldat gewesen zu sein, um nicht auch getroffen zu werden. Schlimm war es allerdings, dass die Piloten sogar auf Kinder schossen, denn wir waren ja deutlich wahrzunehmen.

Weiter erinnere ich mich an ein äußerst schmerzhaftes Erlebnis, was bis heute seine körperlichen Spuren bei mir hinterlassen hat.

Ich erhielt mein erstes Fahrrad und war unheimlich stolz darauf. Bloß mit dem Aufsteigen auf das Herrenrad und mit dem Fahren lernen, wollte es nicht so richtig klappen.

So habe ich auf der Straße vor unserem Haus mit jemanden, der mich am Sattel festhielt immer fleißig geübt. Plötzlich fuhr ich alleine und ohne festzuhalten, wurde immer schneller, bekam es mit der Angst zu tun, stürzte kräftig und flog in hohem Bogen auf die geschotterte Straße.

Tränen und Blut flossen reichlich. Bei dieser Gelegenheit zog ich mir am linken Knöchel eine schlimme Verletzung zu, deren Narbe heute noch vorhanden und eine bleibende Erinnerung an den Sturz vom Rad ist. Das Vorderrad war eine Acht und ich hatte die nächste längere Zeit keine Lust mehr auf;s Radfahren.

Schöner fand ich es dagegen, wenn ich mit meiner Mutter nach Eydtkau fahren oder gehen durfte. Wir fuhren meisten mit dem Fahrrad. Ich hatte, als ich noch kleiner war, auf Ihrem Fahrrad vor dem Lenker einen Sitzkorb und thronte darin ohne mich anstrengen zu müssen. Angst vor häufigen Straßenverkehr musste man nicht haben, denn den gab es kaum, außer während der Kriegszeit. Meistens machten wir dann unterwegs bei Familie Reinhardt im Bahnwärterhaus eine Rast und wurden wie immer gut bewirtet. Tante Reinhardt war leidenschaftliche Kaffeetrinkerin und es gab immer herrlichen Kuchen.
Eine Fahrt nach Eydtkau war für mich immer aufregend, außer wenn ich zum Zahnarzt musste, der, soweit glaube ich mich zu erinnern, seine Praxis in der Nähe der Kirche hatte. Diese Besuche fand ich abscheulich, denn irgendwie tat das immer weh. Besser war dann schon der Einkauf in der Stadt und ein Bummel durch die Geschäfte. Ich kann mich sogar noch an den Namen des Ladeninhabers erinnern, der mit sogenannten Kolonialwaren handelte und bei dem Mutter immer einkaufte.
Er hieß Herr Attrodt und bediente immer selbst seine Kunden. Auf dem Ladentisch seines Geschäftes standen stets große Glasbehälter, die mit bunten Knasterbonbons gefüllt waren. Dort durfte man rein greifen und man war glücklich, etwas schönes erwischt zu haben oder eine spitze Tüte mit Süßigkeiten zu erhalten. Die hintere Ladenfront bestand aus lauter Schubladen, in der sich die schönsten Waren verbargen. Ich konnte gar nicht oft genug mit meiner Mutter bei Attrodt einkaufen gehen. Während der Kriegszeit reichten unsere Lebensmittelmarken nicht besonders weit und so waren wir froh, wenn wir uns bei der Großmutter einladen konnten. Sie bekam öfter mal ein Fresspakete vom Großvater geschickt. Oft bekamen wir auch von den einquartierten Soldaten Lebensmittel geschenkt. Besonders erinnere ich hierbei an eine ganz große Rarität, nämlich Fliegerschokolade in runden Blechdosen, die selbst für die Soldaten selten war.
Am schönsten aber war es immer, wenn ich von der Gulaschkanone, die für die Soldaten kochte, ebenfalls einen Schlag in einem echten Kochgeschirr bekam.
Als ich dann schon etwas größer war, ging meine Mutter öfter mit mir ins Kino nach Eydtkau. Dieses befand sich irgend wo in der Nähe des Bahnhofs.
Es waren Märchenfilme, die gezeigt wurden, aber ich kann mich auch noch an die „Deutsche Wochenschau „ erinnern. Offensichtlich wurde diese auch als Vorspann vor Kinderfilmen gezeigt. Damals fand ich die Berichterstattung von der Front gut. Später kam das eigene Erleben, da war die Begeisterung nicht mehr ganz so groß. Ein

Kinobesuch war natürlich stets ein großes Ereignis und ich brauchte immer eine lange Zeit, um das Gesehene zu verarbeiten.
Überboten wurde dieses nur durch den aufregenden Besuch in einem kleinen Zirkus, der irgend wann in Eydtkau gastierte. Wiederholt besuchten wir den Bruder meines Großvaters, der bei der ganzen Familie nur Onkel Otto genannt wurde. Er war Zollbeamter im Grenzdienst. Er wohnte ohne Frau in Matzkutschen (Fuchshagen) in einem uralten Bauernhaus. Dieses war auch das Elternhaus meines Großvaters. Das Haus mit Schindeln gedeckt, mit ganz niedrigen Räumen, kleinen Sprossenfenstern, hatte eine völlig schwarze und verräucherte Küche mit gemauerten Herd und offenem Kaminabzug. Hier erinnere ich mich an die für mich damals schönsten Waffeln der ganzen Welt. Sie wurden in einem alten Klappwaffeleisen, welches über dem offenem Feuer hing, gebacken und schmeckten wunderbar. Der große Garten der das Haus umgab, stand voller Pflaumenbäume. Auf ihnen wuchsen die schönsten Krekeln die man runterschütteln und essen konnte.
Wir waren jedes Jahr nur wegen der Pflaumenernte in Matzkutschen. Weniger gefiel mir hier der große Hund, der immer an die Kette gelegt wurde, wenn wir zu Besuch kamen. Ob er wirklich scharf war, weiß ich nicht mehr. Ganz vage ist mir in Erinnerung, dass ich zu irgendeinem Zeitpunkt, mit meinem Großvater in Trakehnen war. Opa hatte dort dienstlich zu tun und wir fuhren mit seinem Auto hin. Trakehnen war nicht allzu weit von Absteinen entfernt. Ich weiß noch, dass es sehr viele und schöne Pferde in dem Gestüt gab, die ich mir ansehen durfte.
Mehr und besser erinnere ich mich noch an unsere Kreisstadt Stallupönen, die ab 1938 Ebenrode hieß. Sie lag nur etwa 10 Kilometer von Absteinen in westlicher Richtung entfernt. Mein Onkel Horst Horn erlernte dort in der Autoreparaturwerkstatt Schweighöfer, die sich in der Nähe des großen Marktes befand, den Beruf eines Autoschlossers. Er fuhr die Strecke täglich mit dem Fahrrad, meistens aber mit einem Motorrad und wenn Großvater großzügig war, mit seinem Auto nach Ebenrode. Um letzteres zu erreichen, gab Onkel Horst meinem Großvater immer vor, an dem Auto unbedingt etwas reparieren zu müssen. Ob Opa darauf reinfiel, ich denke nicht. Er tat aber so als glaube er den Grund. Großvater Horn war wirklich ein sehr großzügiger Mensch und ich habe ihn auch als sehr gutmütig in und freundlich in Erinnerung. Deutlich habe ich den großen und langgestreckten Marktplatz von Ebenrode in Erinnerung. Ebenrode habe ich auch erst wieder bei unserem Ostpreußenbesuch wieder-

gesehen, wo mir wieder der große Marktplatz auffiel. Die Stelle wo sich die Autowerkstatt befand, konnte ich in etwa zuordnen.
Wenn ich mich in Absteinen aufhielt, war für mich der Besuch in der Schmiedewerkstatt von Herrn Hofer immer ein besonders Erlebnis. Er war ein Nachbar meiner Großeltern und mit denselben gut befreundet. Die Schmiede befand sich schräg gegenüber vom Haus meiner Großeltern und der Gaststätte von Eders ebenfalls an der Reichsstraße 1 gelegen. So war es für mich und Dieter Eder kein weiter Weg um öfter mal dorthin zu laufen.
Herr Hofer war ein Schmied mit einem gepflegten Spitzbart. Er muss uns gerne in seiner Werkstatt mit dem lodernden Schmiedefeuer und wo auch noch Pferde beschlagen wurden, gesehen haben. Ich kann mich nicht erinnern, dass er uns auch nur einmal weg geschickt hätte.
Nach Absteinen konnte man von Narwickau auf zwei verschiedenen Wegen kommen. Einmal rechts herum, vorbei an Reinhardts Bahnwärterhaus und Wems Mühle sowie dem Hindenburg Park und dann auf der Reichsstraße 1 von Eydtkau kommend in Richtung Westen bis zur Kreuzung in Absteinen zum Haus der Großeltern oder aber links herum, wo die Straße vom Bahnwärterhaus kommend, an unserem Haus und den anderen Grundstücken vorbei, nach Westen über Seebach, dann auch nach Absteinen führte. Letzteres war auch mein täglicher Schulweg, zumindest bis Seebach.
Bei beiden Möglichkeiten, musste die zweigleisige Bahnstrecke Ebenrode - Eydtkau überquert werden. Welchen Weg wir öfter nahmen, ist mir nicht mehr in Erinnerung. Ich glaube , wir gingen mal so oder mal so. Die Entfernung blieb sich wohl gleich. Nur rechts herum war die Straße besser.

Das Ende in Ostpreußen sowie Flucht / Evakuierung

Mitte des Jahres 1944 spitzten sich die Kriegsereignisse immer mehr zu. Deutlich war das daran zu merken, dass die Truppenbewegungen auf den Straßen zu nahmen. Stündlich und manchmal noch öfter bewegten sich Eisenbahntransporte mit Soldaten, Panzern und Geschützen in Richtung Osten. Zurück von der Front aus dem Osten, kamen dann viele Züge mit Verwundeten an Bord. Fast ständig gab es bei uns und den Nachbarn Einquartierungen und von den Soldaten hörte man, dass sich die Lage an der Front immer mehr verschlechtere und diese unaufhaltsam nach Westen vor rückt.
Besonders von meinem Großvater kamen diesbezüglich keine guten Nachrichten von der Front. Es sprach sich unter den Nachbarn herum, dass man sich auf eine Evakuierung vorbereiten sollte. Offiziell

gab es aber eine lange Zeit keine diesbezüglichen Verlautbarungen oder Anweisungen. Meine Mutter beriet sich mit der Großmutter, ihren Geschwistern und der Familie Reinhardt über Möglichkeiten, sich vor der nahenden Front nach Westen zurück zu ziehen. Schwierig war die Entscheidung, was man überhaupt an Sachen mitnehmen könne. Am besten alles aber das war ja kaum möglich. Es wurde ein- und wieder ausgepackt, zumal niemand wusste, wie eine Evakuierung überhaupt erfolgen könne. Für alle Menschen war so etwas Neuland und von Seiten des Bürgermeisters Kallwies kamen keinerlei Anweisungen.
Im August 1944 wurde es dann offensichtlich sehr ernst. Die Truppen der Roten Armee näherten sich drastisch der ostpreußischen Grenze, somit auch unserem Heimatort. Am 01. August 1944 standen die russischen Panzerspitzen bereits nur noch 2 km vor Eydtkau und wir hörten täglich den Kanonendonner der nahen Front. Es gab wohl auch schon Granateinschläge in Eydtkau. Ständig flogen deutsche und russische Flugzeuge über unseren Köpfe hinweg. Ab und zu waren Luftkämpfe zu beobachten. Erst jetzt wurde den Einwohnern und somit auch meiner Familie von den Behörden erlaubt den Heimatort zu verlassen. Wohin, blieb offensichtlich jedem selbst überlassen..
Die russische Großoffensive wurde jedoch noch einmal zum Stehen gebracht, bzw. die gegnerischen Truppen wurden in harten Abwehrgefechten der Wehrmacht zurück geschlagen. Dieses hatte aber keine Langzeitwirkung, denn im Januar 1945 wurde Eydtkau von der Roten Armee endgültig eingenommen. Die Deutsche Reichsbahn bereitete nunmehr unverzüglich eine Evakuierung ihrer Bahnangestellten vor und kündigte die Bereitstellung eines Güterzuges auf dem Eydtkauer Bahnhof und zwar in Richtung des vor dem Bahnwärterhaus liegenden Ablaufberges, an. Dann geschah ein Wunder. Unser Nachbar und Freund, der Bahnwärter Herr Reinhardt erreichte es bei seiner vorgesetzten Dienststelle, dass er, außer seiner Familie, begrenzt weitere Personen mitnehmen könne.
So war das bei allem Unglück für unser Familie noch ein großes Glück, dass wir uns ohne große Hektik auf das Verlassen der Heimat vorbereiten konnten und damit auch wussten auf welchem Wege das relativ sicher erfolgen wird.
Nun begann das große Packen. Die Mitnahme von Gepäck war eng begrenzt worden. So musste gegen jedes Gefühl entschieden werden, was mitgenommen werden konnte und was da bleiben musste. Die Entscheidung war fürchterlich schwierig. Auf die Mitnahme liebgewordener Dinge musste absolut verzichtet werden. Mein Mutter packte zuerst eine Handtasche mit Papieren und Sparbüchern sowie

einigen Fotos voll. Diese Handtasche trug sie während der gesamten Flucht stets bei sich und gab sie nicht aus der Hand. Ihr Inhalt, blieb dann auch bis heute die einzige sichtbare Erinnerung an die alte Heimat. Weiter wurde ein Wäschekorb und ein Koffer mit den notwendigsten Dingen, die man zum Leben braucht, gepackt. Der Rest musste da bleiben. Es gab ja immer noch eine kleine Hoffnung, dass man eventuell bald wieder zurück nach Hause könne. Was sich leider nicht bestätigte!
Das Gepäck wurde dann mühevoll zum Standplatz des Eisenbahnzuges auf dem Güterbahnhof / Ablaufberg transportiert und in einen Güterwagen, der uns später auch aufnahm, verladen. Dabei kam es zu einer unangenehmen Überraschung. Alle dachten es stände ein normaler Personenzug dort, wie man ihn von Reisen her kannte. Das war ein Irrtum, es handelte sich um einen Zug, der nur aus Güterwagen bestand, die offensichtlich auch schon zum Viehtransport benutzt worden waren. Der einzige Komfort dieser Waggons bestand darin, dass sie auf der einen Seite Stroh enthielten, um sich niederlassen zu können. An eine Toilette war nicht zu denken. So bezogen wir und die Familie Reinhardt einen ganzen Güterwagen und verstauten unsere wenige Habe darin. Dann wurde die Abfahrtszeit bekannt gegeben und ich glaube, es war der 14.08.1944, als sich der Zug mit unbekannten Ziel in Richtung Westen in Bewegung setzte.
Während der Fahrt blieben die Schiebetüren geöffnet. Ein vorgelegter Balken schützte vor dem Herausfallen. Sicherheit spielte hier keine Rolle. Zuvor hatte ein großes Abschied nehmen von Haus und Hof und alles was darin zurück blieb stattgefunden. Meine Mutter und auch alle anderen haben unendlich Tränen vergossen, als die Tür des Hauses zu geschlossen wurde und dasselbe für immer verlassen wurde. Lange Zeit zum Trauern blieb allerdings nicht, denn nun begann der Kampf um das Überleben. Nur an den Namen der Bahnstationen, an denen der Zug vorbei fuhr, konnte man erahnen, wohin die Reise ging. Es war ein Fahrt ins Ungewisse. Diese dauerte bis zum Ort der Entladung in Westpreußen über 14 Tage, die wir in dem engen Güterwagen gequetscht verbringen mussten.
Ab und zu hielt der Zug für längere Zeit, manchmal mehrere Tage, wurde auf ein Nebengleis geschoben und ließ Militärtransporte vorbei. Diese Zeit nutzten dann alle, um auf eine Toilette, meistens ein Freiluft Klo, zu gehen, sich an irgend einem Wasserhahn, auch Lokwasser wurde genommen, etwas frisch zu machen. Große Wäsche konnte man hier keine machen. Alle sahen schmutzig und mitgenommen aus. Ein Problem war die Ernährung. Etwas zu essen hatte jeder mitgenommen, das aber reichte nicht sehr lange. So waren alle

darauf angewiesen, was man auf den Haltebahnhöfen von dort stationierten Rotkreuzeinrichtungen erhielt. Viel war es nicht und oft gab es überhaupt nichts. Erstmals spürten wir was Hunger heißt.
Das war dann schon ein Vorgeschmack auf das, was noch kommen würde. Die Fahrt mit dem Güterzug endete dann auf einem kleinen Bahnhof in der Nähe von Schlobitten im Elbinger Gebiet.
Dort erfolgte die Entladung und der Empfang von irgendeiner Amtsperson. Diese teilte dann allen „ nunmehr Flüchtlingen „ mit, dass eine Unterbringung im Schloß des Fürsten zu Dohna — Schlobitten erfolgen würde, welches sich in der Nähe befand. Niemand hatte zuvor davon gehört oder kannte dieses Schloß. Es erfolgte die Beladung von bereit stehenden Pferdefuhrwerken und ab ging es durch eine unbekannte Landschaft zum angekündigten Schloß. Vor uns tat sich bei Ankunft eine Schloßlandschaft auf, die ich nur aus Märchenbüchern kannte. Ein wunderschöner mehrstöckiger Schloßbau mit vorgelagerter Auffahrt, jede Menge von Blumenrabatten und eine pompöse Brückeneinfahrt die zum Portal des Schlosses führte.
Uns interessierte allerdings weniger die architektonische Schönheit des Gebäudes und der Anlage. Alle waren erst mal froh angekommen zu sein und eine halbwegs menschliche Unterkunft gefunden zu haben. Im obersten Stockwerk gab es große Räume, die immer von mehreren Familien gemeinsam bezogen werden konnten. Betten waren kaum vorhanden sondern nur irgendwelche improvisierten Lagerstätten. Auch sonst gab es kein Mobiliar in den Räumen, wo man was unterbringen konnte. Man lebte aus dem Koffer. Erstmal wurde ausgeschlafen, denn in den letzten Tagen war man nicht zur Ruhe gekommen. Am kommenden Tag gab es dann eine Einweisung von einem Gutsinspektor des Fürsten Dohna. Die Belehrung bestand überwiegend nur aus Verboten. Die fürstlichen Räume duften nicht betreten werden. Der Aufenthalt im großen Schloßpark war untersagt. Die Schloßherren wären mit Durchlaucht anzureden. Einrichtungsgegenstände des Schlosses sind möglichst nicht zu berühren. Die große Bibliothek dürfte nicht benutzt oder betreten werden. In diesem Tenor ging es weiter. Irgendwie kam man sich hier wie ein Mensch zweiter Klasse vor, der man ja als nunmehriger Flüchtling wohl auch war.
Dem Fürsten hat das alles nicht allzuviel genützt, denn nur wenig später musste er und seine Familie, die zu unserem Zeitpunkt bereits in Sicherheit war, sein Schloß auch der Vernichtung preisgeben.
Verpflegt wurde wir durch die Schloßküche. Üppig war das Essen nicht aber es reichte zum Sattwerden und war besser, wie während des Transportes, wo es kaum etwas gab. Kurzzeitig habe ich in dem

nahegelegenen Ort Karwitten die Schule besucht. Sie war ähnlich, wie meine bisherige Schule in Seebach. Das ich kein besonderes Interesse an diesem Schulbesuch hatte, war bei den Verhältnissen auf der Flucht nicht besonders verwunderlich
In seinem Buch „Erinnerungen eines alten Ostpreußen,, (Rautenberg-Verlag) beschreibt Alexander Fürst zu Donna - Schlobitten unsere Einquartierung in seinem Schloß und schildert darin auch seine eigenen Fluchterlebnisse auf dem Treck. In den 60-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts habe ich mit meiner Familie das Schloß Schlobitten zweimal besucht. Dies war möglich, weil es im nunmehrigen Polen liegt und somit damals schon zugänglich war. Es war erschütternd anzusehen. Das Schloß war eine seit Kriegsende ausgebrannte Ruine, von der nur die Außenmauern standen und wo man offensichtlich die Steine als Baumaterial verwendet hatte. Dort, wo früher herrliche Rosenrabatten vor der Auffahrt standen, hatten die nunmehrigen Eigentümer Rüben angebaut. Der ursprünglich vorhandene Wasserlauf war versandet und der herrliche Schloßpark war verkommen und unansehnlich geworden. Begrüßt wurden wir im nunmehrigen „ Slobity „ von einigen angetrunkenen und sich unfreundlich verhaltenden Menschen, die dort offensichtlich wohnten oder herumlungerten.
Wir blieben von August bis Dezember 1944 als geduldete Gäste im Schloß Schlobitten. Im Oktober dieses Jahres fuhren meine Mutter mit Großmutter und Tanten nochmals nach Hause, um an der Trauerfeier für meinen verstorbenen Großvater teilzunehmen. Nicht nur die Beisetzung war erschütternd und traurig, auch der Besuch unseres Hauses in Narwickau bzw. Absteinen war es in hohem Maße. Es hatte zwischenzeitlich ungebetene Gäste gegeben, die nach mitnehmbaren Dingen gesucht und diese auch gefunden haben. Die Häuser waren weitgehendst geplündert worden. Wobei man offensichtlich nicht sehr zimperlich vorgegangen war. Ringsum in den Roßgärten und auf den Weiden brüllte das zurückgebliebene Vieh, weil es nicht mehr gemolken wurde. Teilweise waren die Felder nicht mehr abgeerntet worden. Alles wirkte triste und trostlos. Während dieses nochmaligen und somit auch letzten Aufenthaltes zu Hause in Narwickau, besorgte sich eine Mutter noch die erforderliche „Abreisebescheinigung für behördlich angeordnete Umquartierung„ vom 02. 0ktober 1944, welche mit Stempel versehen, von Bürgermeister Kallwies unterschrieben wurde. Es war wohl seine letzte Amtshandlung.
Als Umzugsort wurde darin Karwitten benannt, also Schlobitten, welches in diesem Bereich lag. Später wurde in dieser Bescheinigung am 06.12.1944 der weitere Evakuierungsort Lichtenhain , im Kreis

Pima in Sachsen mit dem Vermerk „Die Versorgung mit Schuhen und Spinnstoffwaren erfolgt durch die Außenstelle des Wirtschaftsamtes Bad Schandau„ eingetragen. Interessant ist, dass in dieser Bescheinigung auch bestätigt wurde, dass meine Mutter am 11.04.1945 eine „Vorauszahlung als Entschädigung für erfolgte Kriegsschäden„ vom Kriegsschädenamt in Pirna/Sa in einer Höhe von 250,00 Mark erhalten hat. Bestätigt wurde letztens, dass für mich und meine Muttern Lebensmittelbedarfsnachweise „bis zum 20. August 1944 von der Ausgabestelle Narwickau ausgegeben worden sind. Dieses Dokument ist bis heute erhalten geblieben, wenn man ihm auch seine lange Lebensdauer ansieht. Es ist ein Andenken an zu Hause und die Flucht.
Ende November 1944, der Winter war inzwischen in Ostpreußen eingezogen und wir froren jämmerlich, weil wir in unserem Flüchtlingsgepäck kaum Wintersachen hatten, erhielten wir die Aufforderung uns für einen Weitertransport von Schlobitten in das Reich vorzubereiten. Der Grund hierfür war, dass die Front auch hier immer näher rückte und die Wehrmacht zurück ging. Im Januar 1945 hat die Rote Armee nach harten Kämpfen und nach dem sie bereits im August 1944 noch einmal zurück geschlagen worden war, Eydtkau und damit auch unsere Heimatorte Narwickau und Absteinen für immer eingenommen und letztere dabei dem Erdboden völlig gleichgemacht.. Am 17. 0ktober war unser Heimatkreis Ebenrode auf Anordnung von den Bewohnern bereits geräumt und de facto Kampfgebiet geworden. Die Flucht mit Eisenbahn aber hauptsächlich mit Treck, also mit Pferd und Wagen begann für die meisten Menschen, mit all ihren katastrophalen Erscheinungen.
Nach dem 1.Weltkrieg war es nun das zweite Mal, dass die Russen in Eydtkau eindrangen und die Stadt zerstörten. Meine Mutter, die Großmutter und Tanten sowie Familie Reinhardt packten also wieder. Nur es war nicht allzuviel was noch zu packen war. In den letzten Novembertagen 1944 erfolgte dann unser Transport zum nahegelegenen Bahnhof. Diesmal war es allerdings kein Güterzug sondern ein Personenzug mit 3.Klassewaggons, mit denen wir eng zusammen gequetscht, transportiert wurden. Es war etwas angenehmer wie die Fahrt in den Güterwagen nach Schlobitten aber es war sehr kalt, da der Zug nur schlecht beheizt war. Trotzdem waren wir froh, dem Inferno der uns folgenden Kriegshandlungen entkommen zu sein. Wir waren mehrere Tage ins Innere des Reichs unterwegs. Dann gab es allerdings ein Ereignis, welches sich nur selten ereignen dürfte. Unser Zug hielt für längere Zeit auf einem Bahnhof in der Gegend von Schneidemühl, als auf dem Nachbargleis ein Gegenzug, gefüllt

mit Soldaten, einlief , die auf dem Weg zur Front waren. Als wir diesen Zug beobachteten, sahen wir meinen Vater, der uns auf Zuruf auch erblickte. Die Freude war unbeschreiblich. Es gelang meiner Mutter mit meinem Vater wenige Minuten zu sprechen. Da wir bei Abtransport von Schlobitten unseren neuen Ankunftsort mitgeteilt bekommen hatten, war es möglich denselben meinem Vater mitzuteilen. Dann setzten sich beide Züge entgegengesetzt in Bewegung. Dieses Ereignis ermöglichte es meinem Vater später, nach seiner Entlassung aus englischer Kriegsgefangenschaft, mich und meine Mutter ohne größere Mühe zu finden. Mein Vater war nach seiner Entlassung aus dem Lazarett, bedingt Kriegsverwendungsfähig (KV) geschrieben und wieder an die ostpreußische Front versetzt worden, wo wir uns auf dem Weg trafen. Mutter und ich nach hinten ins Reich und mein Vater nach vorn an die Front. Er machte den Rückzug von Ostpreußen im Winter 1944 zu Fuß, als Führer einer englischen Kriegsgefangenenabteilung über das zugefrorene Haff mit. Er übergab die Kriegsgefangenen den Engländern und ging bei Schwerin selbst in deren Gefangenschaft, wo er Mitte 1945 entlassen wurde.
Meine Mutter und ich waren zwischenzeitlich in unserem nächsten Einquartierungsort in Lichtenhain bei Bad Schandau angekommen und in einem Zimmer untergebracht worden. Ich besuchte wieder eine Schule und hatte Probleme, da hier ein ganz anderer Stoff gelehrt wurde. Außerdem hatte ich über viele Monate keine Schule mehr von Innen gesehen.
Es nahte Weihnachten, das erste Fest welches wir nicht zu Hause verbrachten. Es war eine traurige Angelegenheit. Geschenke wie gewohnt, gab es keine. Meine Mutter hatte nichts zu verschenken.
Ein fürchterliches Erlebnis war das Bombardement der Stadt Dresden im Februar 1944 durch die alliierten Bomber, bei welcher ein großer Teil der Stadt zerstört wurde und Tausende von Menschen starben. In unserem Einquartierungsort Lichtenhain, unweit von Dresden, konnten wir den Lichtschein der brennenden Stadt sehen. Am nächsten Tag war Lichtenhain von den abgeworfenen Alu - Streifen der Flugzeuge wie übersät, sie waren von Dresden herüber geweht worden.
In einem Tagesausflug hatten meine Mutter und ich uns Dresden zuvor angesehen. Eine wunderschöne Stadt. Davon war nach dem Angriff nicht mehr viel übrig geblieben.
Dann kam das Ende des Krieges, der uns zwischenzeitlich auch hier eingeholt hatte. Wieder wollten wir flüchten. Langsam waren wir es ja gewohnt aber niemand wusste so richtig wohin wir uns wenden wollten. Alle wollten über die Elbe, warum weiß ich nicht aber es war

so. Also besorgte sich meine Mutter einen alten Handwagen, belud denselben mit den wenigen Habseligkeiten die wir noch besaßen und los ging es dann von Lichtenhain durch einen Wald, so erinnere ich mich, in Richtung Elbe und der Stadt Bad Schandau. Gekommen sind wir nur wenige Kilometer und zwar bis zum bekannten „Lichtenhainer Wasserfall,, im Elbsandsteingebirge. Dort machten wir Rast, da das Ziehen des Handwagens ziemlich mühevoll war und die Russen uns von der Elbseite her bereits entgegen kamen. Damit wurde für uns das Ziel „ Elbüberquerung „ illusorisch und hinfällig. Wir zogen uns, mit vielen anderen Flüchtlingen zusammen, in ein dort befindliches Sägewerk zurück und warteten in einen höhlenartigen Raum, der Dinge die kam kommen sollten. Sie kamen und zwar in Gestalt von Russen und Polen und dem Ruf „Rukki werch“ auf Deutsch „Hände hoch“. Diesem Befehl gehorchten wir natürlich unverzüglich und hoben die Hände über den Kopf. Auch Kinder machten da keine Ausnahme.
Dann erfolgte die übliche Beraubung. Am liebsten hatten die Soldaten die Uhren sowie die goldenen Ringe und den Schmuck der Betroffenen. Meine Mutter konnte ihre Armbanduhr retten. Sie hatte sie am Körper versteckt und da die Soldaten es eilig hatten, machten sie keine Körpervisitation sondern nahmen das an Wertsachen, was sie sahen und fanden. Die Uhr hat meine Mutter noch viele Jahre als Andenken getragen. Einen Bemsteinanhänger, den sie von meinem Vater im Jahr 1936 einlässlich meiner Geburt erhielt und ebenfalls retten konnte„ trägt heute meine Enkelin Antje als „Glückbringendes Andenken „ an ihre Urgroßmutter. Möge er ihr immer Glück bringen.
So zogen wir dann also mit unserem Handwagen wieder zurück nach Lichtenhain. In einem Gebüsch hängend, fand meine Mutter dabei einen großen alten Wecker, den die Soldaten, offensichtlich dort aufgehängt hatten, weil er nicht schön genug war.
Diesen Wecker haben wir noch viele Jahre gehabt, bis er irgendwann ausgedient hatte. Für meine Mutter und die Tanten begann dann ein fürchterliches Martyrium, nämlich die tägliche oder noch mehr nächtliche Angst vor den nunmehr einsetzenden Vergewaltigungen der russischen Soldaten. Sie machten die größten Erfindungen um sich so hässlich und alt wie möglich zu machen aber auch davor hatten die Soldaten oft keine Hemmungen. Meine Mutter und die Tanten kamen Gott sei Dank ungeschoren davon.
Als größtes Ereignis in Lichtenhain habe ich in Erinnerung, dass uns mein Vater, aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, wieder gefunden hat und plötzlich auftauchte. Zum Glück hatte er sich unsere ungefähre Adresse vom Unterwegstreff der Züge auf dem Bahnhof

gemerkt und uns dann ausfindig gemacht. Auch Lichtenhain sollte noch nicht unser letzter Ort auf der Flucht von Ostpreußen gewesen sein. Mitte des Jahres 1945, nunmehr bereits nach dem Endes des 2. Weltkrieges, ereilte uns eine erneute Aufforderung, einer weiteren Umsiedlung nachzukommen. Zwischenzeitlich verwendete man nicht mehr den Begriff „Flüchtlinge“ sondern man nannte uns jetzt im Amtsdeutsch „Umsiedlern oder „Evakuierte“ obwohl sich an unserem Status und an der Sache selbst überhaupt nichts geändert hatte. Es war dann reine eine politische Angelegenheit.
Es hieß also wieder Sachen packen, zwischenzeitlich waren es wieder ein paar mehr geworden und ab ging es zum Bahnhof in Sebnitz zur Verladung in einen Zug. Von dort ging es mit Bahntransport zu der Kreisstadt Querfurt, die in Sachsen- Anhalt liegt. Hier gab es einen Zwischenaufenthalt in einer Gaststätte und eine Aufteilung der Umsiedlerfamilien, ähnlich wie bei einer Viehauktion, auf einzelne Dörfer der Umgebung. Bedauerlicherweise wurden wir hier von der Familie Reinhardt, mit der wir eng befreundet waren und während der gesamten Flucht zusammen waren, der wir unsere Fluchtmöglichkeit überhaupt zu verdanken hatten, getrennt. Reinhardts kamen in den Ort Lodersleben bei Querfurt.
Meine Familie erhielt als Aufenthaltsort das Dorf Altenroda bei Nebra zugewiesen. Nicht soweit von Reinhardts entfernt, als dass man sich nicht doch sehen konnte. Mein Freund Dieter Eder, seine Mutter und dem alten Faktotum der Familie, Tante Rieske landeten nach ihrer Flucht in Gnandstein im Kreis Borna, wo wir wieder Kontakt aufnehmen konnten und denselben immer noch halten.
In Altenroda erfolgte unsere äußerst primitive Unterbringung bei Bauern, denen wir durchaus nicht willkommene Gäste waren und es zu vielen unangenehmen Ereignissen kam. Wir zogen deshalb in diesem Ort mindestens dreimal um, bis wir eine halbwegs angenehme Unterkunft fanden. Für mich begann erstmals wieder nach langer Zeit ein regelmäßiger Schulbetrieb, dem ich langsam entwöhnt war.
Hier in Altenroda starb auch meine Großmutter Anna Horn, die immer wieder gehofft hatte, neben Ihrem Mann zu Hause ihre letzte Ruhestätte zu finden.
Hier fanden sich auch mein Onkel Horst und Onkel Hans, aus Kriegsgefangenschaft kommend, wieder ein.
In diesem Ort verbrachten wir dann, die ganze Familie zusammen, unsere erste Weihnacht im Frieden aber ohne die Hoffnung die alte Heimat Ostpreußen jemals wiedersehen zu können.
In dem Dorf Altenroda endete gewissermaßen meine frühe Kindheit, die in Kryszullen und Narwickau in der deutschen Provinz Ostpreu-

ßen begann und gleichzeitig den Ausgangspunkt für mein weiteres Leben fernab der angestammten Heimat bildete.

Unsere Fahrten in die Nähe der Heimat / Masuren

Über 60 Jahre in meinem Leben waren vergangen ohne dass der Gedanke an meine Heimat Ostpreußen und meinen Geburtsort verloren gegangen war. Die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich nach 1945 im Osten Deutschlands entwickelten, ließen es nicht zu Ostpreußen zu besuchen oder sich Literatur o.ä. zu beschaffen..

Das Thema Ostpreußen war gewissermaßen Tabu und man sprach meistens nur in der Familie und Freunden darüber. Trotz alledem habe ich versucht meiner alten Heimat auf eine bestimmte Art und Weise , nicht nur theoretisch sondern auch praktisch etwas näher zu kommen und treu zu bleiben. Es gab zwischen meinem Betrieb, in welchem ich beschäftigt war und einem polnischen Unternehmen in Warschau, welches in den Masuren mehrere Ferienobjekte besaß, ein Abkommen mit der Möglichkeit eines mäßigen Ferienaustausches. So konnte ich mehrmals mit Frau und Sohn den Jahresurlaub auf dem Campingplatz Baika in Osterode am Drewenz See verbringen. Die wunderschöne Masurische Seenplatte grenzte, allerdings scharf bewacht, im Norden hinter der ehemaligen deutschen Stadt Goldap, an die damalige Sowjetunion. Von dort war es nicht mehr weit über die Johannesburger- und Rominter Heide bis nach Eydtkau. Leider war diese Grenze für uns unüberwindlich.

Ein Pole antwortete auf meine diesbezügliche Frage: „ Falls sie es schaffen über die Grenze zu kommen, kehren sie sicherlich über Moskau zurück aber mit Sicherheit ohne Ihr Auto und mit einem Haufen Problemen am Hals „ Also versuchten wir es nicht die Grenze zu überschreiten. Dafür klapperten wir die gesamten Masuren ab, um wenigstens etwas ostpreußische Luft zu schnuppern und die Nähe der Heimat zu spüren. Wir sahen die Marienburg, besuchten Danzig und Elbing, die Städte Lyk, Lötzen, Herders Geburtsort Mohrungen, Braunsberg und Heilsberg, die Kopernikusgedenkstätte in Frauenburg und letztlich auch den wunderschönen Ferienort Nikoleiken. Wir sahen die Reste des ehemaligen Führerhauptquartiers „Wolfsschanze „ in Rastenburg. Besucht haben wir den Standort des gesprengten Tannenbergdenkmals, wo nunmehr eine Gedenkstätte des Sieges der Polen über den Deutschen Ritterorden eingerichtet worden war. Wir fuhren mit einem Schiff auf dem bekannten Oberlandkanal, auf welchem die Schiffe sowohl im Wasser fahren aber auch mittels technischer Einrichtungen, über Land gezogen werden. Oft waren

wir in Osterode und Allenstein und doch blieb die Sehnsucht, noch einmal nach Eydtkau fahren zu können, was zu der Zeit leider nicht möglich war.
Dieses Ziel konnte erst nach der politischen Wende und der Öffnung der Grenzen nach Russland in das Kaliningrader / Königsberger Gebiet verwirklicht werden.

Die Reise in eine ferne Vergangenheit

Gesagt und getan, die Reise in das nördliche Ostpreußen wurde geplant, gebucht und ein Visum beantragt.
Dann trat meine inzwischen vergrößerte Familie sowie interessierte Freunde eine beschwerliche, manchmal etwas abenteuerlich anmutende Reise in die Vergangenheit an. Es gab eine große Spannung, was uns wohl erwarten würde und was sich in den letzten über 60 Jahren in meinem zu Hause verändert hat. Würden wir enttäuscht oder glücklich und zufrieden sein, also viel Erwartung bei allen. Mir war es egal, ich wollte ganz einfach meine alte Heimat nach über 60 Jahren wiedersehen.
Mit dem Omnibus von Erfurt über Frankfurt/Oder, Thorn und Danzig näherten wir uns der polnisch russischen Grenze in Heiligenbeil, wo mein Großvater bei der Wehrmacht diente. Nach langer Wartezeit und scharfer Kontrolle, konnten wir die stark bewachte Grenze passieren und befanden uns jetzt auf ostpreußischen Gebiet.
Es war für mich ein unbeschreibares Gefühl nach soviel Jahren, wieder ostpreußischen Boden unter den Füßen zu haben. Auf der alten Reichsstraße 1 fuhren wir in Richtung Kaliningrad / Königsberg. Das Hotel in Königsberg war mittelmäßig, mein Enkelsohn wurde nicht so richtig satt, die Umgebung war ungewohnt und einfach.
Dann kam die erste Enttäuschung. Bei der Rundfahrt durch Königsberg sahen wir einen hässlichen und riesigen, nie benutzten Betonklotz sowie ungepflegte Häuser und bettelnde Menschen. Gefallen haben uns dagegen die restaurierten alten Baudenkmäler, insbesondere aber der wieder aufgebaute Königsberger Dom, in welchem wir von einem Chor mit dem Lied „Ännchen von Tharau „ begrüßt wurden.
Emanuel Kants Grab sowie der letzte Befehlsstand von General Lasch und noch erhaltene Bauten aus der Deutschen Zeit waren für uns von Interesse.
Sehr schön war unser Ausflug nach Cranz und Rauschen an die Ostsee, in welcher wir, da es Sommer war, sogar baden konnten.
Ich erinnerte mich dabei an meinen Kindheitsbesuch in Neukuhren. Allerdings für uns ungewohnt, der schöne lange Sandstrand war völ-

lig Menschenleer. Von sehr großem Interesse war der Besuch der alten Vogelwarte in Rossitten, in der noch wie zu deutscher Zeit wissenschaftlich gearbeitet wurde. Ein Besuch des Hafens von Pillau blieb uns leider aus Sicherheitsgründen versagt.
Mit Spannung wartete ich jedoch die Fahrt in das nördliche Ostpreußen mit meinem Ziel „ Besuch von Eydtkau und die Stelle wo Narwickau und Absteinen stand.
Zuerst ging es nach Sowjetsk, dem deutschen Tilsit, jedem bekannt vom „Tilsiter Käse „. Vorbei an unschönen Dörfern mit zerfallenen Häusern aber dafür mit vielen Störchen auf Masten und Gebäuden erreichten wir Tilsit und besichtigten hier die historische und restaurierte „ Königin Luise Brücke „, die leider wieder eine Grenze zwischen Litauen und Russland bildet und somit nicht sehr touristenfreundlich ist.
Tilsit war durchaus keine Augenweide. Nicht weit von dem großen noch immer vorhandenen Lenindenkmal und einem daneben liegenden Betrunkenen, sahen wir uns den Gedenkstein des sogenannten „ Tilsiter Friedens „ an, Was für uns Interessanter war wie Lenin. Die nächste Station unserer Reise, war Ragnit mit der Ruine einer alten Ordensburg, wo es sich mein Enkelsohn Björn nicht nehmen ließ, die Mauern hoch zu klettern und sich dort fotografieren zu lassen. Ein alter Nagel und ein Stück Mauerwerk war seine Ausbeute als Mitbringsel für zu Hause. Ein kleines Museum mit Gegenständen aus alter deutscher Zeit wurde noch abschließend besucht. Einen weiteren Halt in Richtung Eydtkau gab es in Insterburg und Gumbinnen. Ein Erinnerungsbild mit dem aus deutscher Zeit stammenden „ Gumbinner Elch „ an welchem noch Einschüsse aus dem 2. Weltkrieg zu erkennen waren, durfte natürlich nicht fehlen und war der Beweis dafür, dass wir dort waren.
Dann jedoch wurde es für mich spannend. Wir näherten uns Ebenrode, dass alte Stallupönen und nunmehrige russische Nesterow und durchquerten die Stadt. Wir fuhren über den großen Marktplatz, den ich noch in Erinnerung hatte und sahen auch dass hier errichtete Ehrenmal für die gefallenen Soldaten. Leider konnten wir hier aus Zeitgründen keine Stadtbesichtigung vornehmen. Nachdem wir Ebenrode verlassen hatten, befuhren wir die Straße an welcher früher rechts und links und kurz vor Eydtkau, die für mich wichtigsten Orte meiner Kindheit „, Narwickau und Absteinen „ gelegen haben.
Wir fuhren an diesen Stellen vorbei und es kam — nämlich nichts!
Rechts und links der Straße war viel Gebüsch, größere Baumgruppen und verstepptes Land zu sehen aber nicht die geringste Andeutung der ehemaligen Orte.

Der Omnibus fuhr extra langsam um mir Gelegenheit zu geben, mich zu erinnern und anhand mitgebrachter Pläne zu orientieren. Es bewahrheitete sich also, beide Orte waren von der Landkarte verschwunden und existierten auch in der Realität nicht mehr. Dieser Gedanke war für mich furchtbar.
Dann näherten wir uns Eydtkau oder wie das Ortseingangsschild nun besagte „Tschemoschewskoje„ Der Omnibus hielt an und mein Enkelsohn Björn sprang heraus, um dieses für mich historische Ereignis im Bild festzuhalten.
Ich war nach über 60 Jahren wieder zu Hause aber es war ein fremder Ort. Tränen waren nicht zurück zu halten beim Anblick dieser trostlosen Stadt. Wir standen dann an der noch vorhandenen Ruine der ehemaligen prachtvollen evangelischen Kirche, die sich nunmehr als Ruine präsentierte. Auch in diesem Zustand war noch ein gewisser Stolz eines ehemals repräsentativen und nunmehr geschundenen Bauwerks zu erkennen, in welchem meine Eltern heirateten und ich getauft wurde.
Der Literatur habe ich entnommen, dass die Russen die Kirche nur deshalb nicht abgerissen haben, weil in einer Mauer ein Fenster in der Form eines jüdischen Sternes eingelassen war und sie glaubten, dass der Bau unter jüdischer Mitwirkung entstand oder gar eine Synagoge war. Diesem Glauben war es also zu verdanken, dass dieses Stück Erinnerung noch erhalten ist. Es fragt sich nur, wie lange noch.
Mein Enkel Björn tat mir einen Gefallen: Er überkletterte den vorhandenen Absperrzaun, fotografierte die Ruine der Kirche von allen Seiten und brachte mir einen Ziegelstein von dem Bauwerk mit. Er meinte, damit hätte er auch den Kontakt zu seinen ostpreußischen Wurzeln hergestellt. Als weitere sentimentale Erinnerung sammelten wir etwas Erde auf, um ein weiteres Andenken an den wohl einzigen und letzten Aufenthalt in Eydtkau zu haben.
Letzter Blick in Richtung Grenze und Stadt, ein paar Fotos von noch vorhandenen Häusern aus deutscher Zeit und zurück ging die Fahrt in Richtung Ebenrode und Königsberg. Noch einmal versuchte ich auf der Rückfahrt zu erkennen, wo die Straße nach Narwickau abbog, was in etwa einzuordnen war und wo einmal Absteinen gelegen hat und das Haus meiner Großeltern stand.
Dann war es vorbei und ich hatte das Ziel meiner Wünsche erreicht. Mit welchem Ergebnis, ich weiß es nicht.
Auf der Fahrt zurück nach Königsberg ließen wir uns nochmals von der ostpreußischen Landschaft beeindrucken, die nunmehr teilweise versteppt und unansehnlich war aber doch noch einen bestimmten, wenn vielleicht aus der Kindheit verklärten , Reiz hatte.

Ein wunderschönes Land, mit herrlichen Straßenalleen voller alter Bäume, blühender Natur und Getreidefeldern - das war einmal.
Ausgeklungen ist unsere Reise in den Masuren, vorbei an Arys, wo mein Vater auf dem Truppenübungsplatz diente und einem Aufenthalt in Treuburg, wo er mit seinen Eltern vor der Umsiedlung nach Narwickau, längere Zeit lebte. Einen unangenehmen Aufenthalt gab es noch am russisch — polnischen Grenzübergang, wo man uns stundenlang stehen ließen, weil wir uns weigerten die sogenannte Einreisesteuer nochmals zu entrichten. Entschädigt wurden wir später aber durch einen wunderschönen Aufenthalt in den Masuren mit Augustow und dem Besuch von Orten wie Nikoleiken, Lötzen und Lyck. Einschließlich einer Bootsfahrt über die Masurischen Seen. Zum Programm gehörte auch der Besuch des ehemaligen Führerhauptquartiers in Rastenburg, was wir ja schon aus früheren Besuchen kannten. Mein Sohn und Enkelsohn fanden es beeindruckend. Mich beeindruckte mehr, dass wir bei dem Besuch einer sehr gepflegten Kriegsgräberanlage, einen Gedenkstein mit dem eingravierten Namen Sauter fanden.
Ob es sich um einen Verwandten handelte, entzog sich jedoch meiner Kenntnis und konnte nicht ermittelt werden.
Die Rückreise erfolgte dann, über die uns bereits bekannten Städte Osterode und Allenstein sowie Thorn und Posen nach Erfurt. Von dieser Reise inspiriert, haben mein Sohn Jörg sowie mein Enkel Björn noch einmal eine Reise nach Ostpreußen unternommen. Jedoch nicht in den russischen, sondern in den litauischen Teil Ostpreußens. Sie wollten Ostpreußen von der anderen Seite, aus der Sicht von Litauen, sehen.
So flogen sie nach Riga , waren in Vilnius und fuhren mit einem Mietwagen zum nördlichen Teil der Kurischen Nehrung. Beide standen dann oberhalb von Rossitten gegenüber der Stelle , wo wir bei unserem voran gegangenem Ostpreußenbesuch schon waren und die Vogelwarte in Augenschein genommen hatten. Leider lag die Grenze zwischen Russland und Litauen dazwischen, die sie nicht überschreiten durften.
Auch von diesem Teil Ostpreußens waren sie sehr beeindruckt. Besonders von der herrlichen Kurischen Nehrung und der wunderbaren Naturlandschaft mit seinen Dünen. Schade dass die Nehrung nicht durchgängig erreichbar ist.
Mit dieser Reise wollten Sohn und Enkelsohn dokumentieren, dass sie sich, wenn auch zeitlich weiter entfernt, ebenfalls als Ostpreußen fühlen. Diese Einstellung macht mich natürlich sehr stolz.

Abschließende Betrachtungen

Das was ich mir vorgenommen hatte, nämlich die Erinnerungen an meine Kindheit in Ostpreußen niederzuschreiben und diese meiner Familie oder gar der Nachwelt zu erhalten, ist geschafft. Ob es mir gelungen ist, bleibt der Beurteilung der Adressaten vorbehalten.
Vieles erschien mir verklärt und teilweise hatte ich auch nur fragmentarische Vorstellungen. Erst beim Anschauen von noch vorhandenen Dokumenten und Bildern wurde mir vieles deutlicher.
Geholfen haben mir Informationen und Auskünfte von noch lebenden Zeitzeugen, wie der hochbetagten Anni Reinhardt oder gleichaltrigen Landsleuten, wie meinem Freund Dieter Eder, Hans Eder und Lothar Schletter sowie Renate Niedrig, welche alle aus Narwickau oder dessen Umgebung stammen.
Ihnen gilt mein Dank für ihre Unterstützung für Auffrischung meines Gedächtnisses. Zurückgreifen konnte ich auch auf Erzählungen meiner Eltern und naher Verwandter, die mir noch erinnerlich waren. Leider habe ich es versäumt meine Eltern zu deren Lebzeiten zu befragen. Nun ist es zu spät. Um meinem Sohn und seinen Kindern, die an dem Wissen wie es früher in Ostpreußen war, diese bittere Erfahrung zu ersparen, habe ich mich entschlossen, gewissermaßen auf den letzten Drücker, das aufzuschreiben, was ich noch wusste oder in Erfahrung bringen konnte. Sicherlich ist es kein großes literarisches Werk geworden. Reisen in die Nähe oder in die alte Heimat selbst haben ebenfalls dazu beigetragen, Erinnerungen an die Vergangenheit und an meine Kindheit zu wecken. Leider waren diese Besuche aber auch mit sehr bitteren Erfahrungen verbunden.
Bei dem, was ich von Ostpreußen und insbesondere Eydtkau und Umgebung sah und meiner Familie zeigen konnte, wurde mir klar, dass es eine Wiederauferstehung oder Wiederkehr der alten Zeit nicht geben kann und es somit nur bei Erinnerungen bleiben wird, die man aber pflegen sollte.
Wichtig war es, dass ich meiner Frau Ostpreußen zeigen sowie Sohn und Enkelsohn vor Ort vermitteln konnte, wo ihre Wurzeln liegen, nämlich in einem schönen Land, was für immer verloren gegangen ist aber in der Erinnerung der Nachkommen weiterleben sollte.

Als Fazit für mich gilt, ich habe zwar den größten Teil meines Lebens in Thüringen, auch ein schöner Teil Deutschlands, gelebt, im Grunde meines Herzens bin ich aber Ostpreuße geblieben und spreche immer noch von meinem zu Hause in Narwickau. *gez. Sauter*